

Verhandlungen

der gelehrten

Estnischen Gesellschaft

zu Dorpat.

Zweiter Band.

Drittes Heft.

Dorpat,

in Commission bei E. J. Karow,
Universitätsbuchhändler.

1850.

Der Druck ist unter der Bedingung gestattet, daß, nach Beendigung desselben, die gelegliche Anzahl der Exemplare an das Censur-Comitât abgeliefert werde.

Dorpat, den 8. März 1850.

Censur Michael v. Rosberg.

I.

Bischof Albert und sein Orden.

Vom weiland Collegienrath Dr. A. Hausen.

Der Bericht Heinrichs des Letten über die Stiftung der Schwertbrüder ist so kurz, daß wir nicht einmal das Jahr mit Sicherheit daraus entnehmen können ¹⁾, doch ist es entweder das vierte Jahr Alberts (1202) selbst oder das nächste vorher. Die That der Stiftung war nichts Ungewöhnliches, drei Orden bestanden schon in Palästina, vier auf der pyrenäischen Halbinsel.

Der Hauptpunkt für uns ist hier des Ordens Stellung zu dem Werke des Bischofs: Innocenz gebot dem Orden unter dem Bischof zu stehen ²⁾. Einige Jahre vergehen, ohne daß wir vom Orden oder von dessen Rittern hören. Im siebenten Jahre Alberts (1205) ziehen sie, in Abwesenheit des Bischofs, auf die Aufforderung des Semgallen Westhard den Litthauern entgegen, die, im Vertrauen auf einen Waffenstillstand mit den Christen von einem Raubzuge über Rodenpois und Verküll heimkehrten und nehmen ihnen an der Düna die Beute ab; im achten beruft sie Albert mit den Bürgern und Pilgern zu einer Berathung über die Maßregeln gegen die Liven; ein Mitglied der Bruderschaft, Arnold, ist der eifrigste bei dem Sturme auf Holm; es ist wieder ein Bruder der Ritterschaft, der den Kopf des erschlagenen Anführers der Unruhestifter dem Bischof als Siegeszeichen überreicht. Von den inneren Einrichtungen dieser Bruderschaft, ihren Oberen, ihrer Zahl, ihren Besizungen erfahren wir bis dahin nichts. Unterdessen ordnen sich die Einrichtungen; Liven und Weuden werden getauft, Kirchen gebaut und Pfarreien eingerichtet. (Im Jahr Alberts 8. § 14 und 15.)

Ganz unerwartet nun, im neunten J. Alberts (1207), also etwa fünf Jahre nach der Stiftung, hat der Herr von Tage zu Tage die Zahl und die Dienstmannschaft (familia) der Schwertbrüder so vermehrt, daß sie bei ihrer wachsenden Zahl und Beschwerde auch einen Zuwachs an Hab' und Gut fordern zu müssen vermeinen; „trügen sie in Kriegen und andern Anstrengungen ohne Unterlaß des Tages Last und Hitze, so seien sie auch eines Tagelohnes würdig;“ kurz mit täglichem Andringen ersuchten sie den Herrn Bischof um den dritten Theil des ganzen Livenlandes und dazu um die Zusage desselben Antheiles an alle Eroberungen an Land und Leuten umher, die, jetzt noch unbekehrt, durch sie und die andern Rigischen zum christlichen Glauben gebracht werden möchten. Für die größeren Ausgaben forderten sie auch größere Einkünfte. Der Bischof war bereit ihre Verdienste zu belohnen, denn „Tag und Nacht standen sie als Mauer vor dem Hause des Herrn“, und er wünschte ihre Zahl zu vermehren: kurz, wie er ganz Livland vom Reiche mit vielen Herrschaftsrechten erhalten, so bewilligte er ihnen ein Drittel. Die Theilung selbst ward so bewerkstelligt: die Brüder bestimmten die drei Theile, aus diesen wählte zuerst der Bischof, dann der Orden, und der übrige dritte Theil fiel dann von selbst dem Bischof zu: so nahm Albert Saupos Gebiet, die Treidenische Landschaft, und erhielt dazu Metsepole, da der Orden ex altera parte Goiwe Saccalaniam sich erkor³⁾, nur mußten sie als Anerkennung ihrer Unterthänigkeit (obedientia) ihm den vierten Theil der Zehnten überlassen. Dazu kam die Bestimmung, daß beide Theile unabhängig von einander in ihren Gebieten die Priester ernannten. Indeß sehen wir weiter: die Theilung bedurfte noch einer zwiefachen Vervollständigung: in Bezug auf die Zukunft und auf die Vergangenheit.

Der Orden verlangte ein Drittel auch von den künftigen Eroberungen: das wurde rund abgewiesen, aber bloß als unzeitige Forderung, da man vernünftigerweise (rationabiler) nicht vergeben könne, was man nicht habe, obgleich in Portugal und Castilien die Orden mit den noch erst zu erobernden Burgen bezahlt wurden.

Etwas anderes war es mit der Vergangenheit. Der Orden hatte Zuwachs an Besitzungen verlangt, nicht erst Besitzungen überhaupt (ut sicut accresceret in personis et labore, sic accrescere deberet et in rebus et in bonis). Er hatte schon Besitzungen; wie hätte er anders, so klein er auch sein mochte, nach

dämäligen Zuschnitte aller Verhältnisse, bestehen können? Auch am Schlusse der Verhandlungen, wie Heinrich der Letzte sie berichtet, deutet ein Satz darauf: *de provinciis autem sine praediis aliis per omnia recompensationem in aliis postea receperunt* (d. h. von andern Landschaften oder Gütern erhielten sie später in allen Stücken Ersatz an andern). Wir vermiffen eine nähere Bestimmung der andern Landschaften und Güter. Rndt schiebt ein: „die nachher erobert würden“, mit Unrecht, da dieser Punkt schon erledigt war; die zwei Handschriften, welche ich benutzen kann (Knüpfers und Wetterstrands), haben, was bei Gruber fehlt: *de provinciis autem sive praediis aliis jam dudum in beneficio praestitis*, d. h. von den andern Landschaften oder Gütern, mit denen sie schon zuvor belohnt waren. Wir wissen nicht, welche diese andern Landschaften und Güter waren; aber wir dürfen vermuthen, daß dem Orden daran gelegen war, ein zusammenhängendes Gebiet zu erwerben, statt zerstreuter Gebiete, statt eines Drittheils dieser oder jener Burg. Unklar aber ist bei der Theilung, wie sie Heinrich beschreibt, gar Manches. Das Livenland sollte getheilt werden. Also war das Lettenland, obgleich schon befehrt, ausgeschlossen? Warum denn? Der Bischof hatte wenigstens 1209 seine Letten: *cum Livonis et Lettis Episcopi ex una parte Goive XIII. 5. p. 64.* und der Orden hatte seine? Das ist nicht so bestimmt ausgesprochen, aber er steht mit Ruffin etc. in sehr gutem Vernehmen.

Ferner ist von dem ganzen Lande längs der Düna von Dünamünde an bis Mfcheraden, was doch auch Livenland war und so hieß, in dieser Theilung nicht die Rede: wir sehen, daß nur das Land an der Na und Metsopole getheilt wurde. Das letztere läßt sich wol so denken: Albert hatte hier den Orden mit zerstreuten Besitzungen mit Drittheilen von seinen Burgen begabt und zum Ersatze dafür wurden ihnen von Albert Entschädigungen zugesichert. Wahrscheinlich behielten sie diese älteren Lehne bis dahin in Besiz. Das scheint mir um so sicherer, da die Anweisung von Besitzungen ein Lohn war für die bei der Eroberung geleistete Hilfe. So ziehen sie denn noch in dem Jahre der Theilung gemeinsam gegen Selburg, im folgenden gegen die Litthauer. Eine besondere Vermehrung des Ordens an Geistlichen wird erwähnt (Alb. S. 10. S 5.) und dieselbe war eine natürliche Folge der festeren Stellung des Ordens, seiner vergrößerten

Besetzungen und der Nothwendigkeit dieselben mit Priesterstellen zu besetzen; seitdem finden wir auch Priester des Ordens.

Unterdessen hatten mehrere Dörfer der Letten an der Puer, nahe am Burtnefschen See sich taufen lassen. Ihre Ketzereien sehen wir in genauer Verbindung mit dem Orden, und diesen selbst seitdem in lebhafterer Thätigkeit. Er hatte angefangen sich einzurichten. Schon im ersten Jahre nach der Theilung (1208. Alb. J. 10.) erscheint Wenden als einer seiner Sitze, und daselbst vor allen als rüstiger Kriegsmann Bruder Berthold, ohne Zweifel der eigentliche Befehlshaber dieser Burg, *fratres militiae in Wenden miserunt Bertholdum quasi primum de suis* (XII. 6.), denn die Gesamtheit des Ordens stand noch unter Vinno, der aber wohnte in Riga.

Die Letten hatten bisher von den Esten viel zu leiden gehabt. Durch die Taufe fühlten sie sich gehoben und suchten nun Verbindung mit dem Orden, um Rache an ihren ehemaligen Drängern zu nehmen. Auch die Rigischen hatten den Esten Muth zu vergelten. Schon vor der Erbauung Riga's hatten die Ungannier die Fuhren der Kaufleute geplündert, die von der Düna gegen Pleskau zogen (XI. 7.) und jeden Ertrag abgeschlagen. Nun that sich Alles zusammen: die Lettenhäuptlinge Ruffin, Waridote, Thalibald; die Ordensbrüder, die Rigischen, auch Alberts Bruder Theodorich waren mit dabei, sie plünderten Ungannien und steckten die Burg Odempä in Brand. Die Ungannier rächen das durch einen Raubzug in das Land der Letten und Liven, belagern aber vergebens Beverin. Vinno, der gerade in Wenden war, ruft alle Letten umher zusammen und treibt die Abziehenden in die Flucht. Ruffin und Waridote machen große Beute in Saccala und theilen in Beverin auch Berthold von allem mit. Hermann aber, der Liven Advocat, über diese Erhebung der Letten unzufrieden, bewirkt einen Waffenstillstand auf ein Jahr, und da Albert mit dem Frühjahr 1209 gut begleitet zurückkam, so gelang den gemeinsamen Anstrengungen die Eroberung oder vielmehr die Besetzung und Befestigung von Kokenhusen. Sie ist auch darin bemerkenswerth, weil wir hier eine Probe von der oben vermutheten Theilung selbst einzelner Burgen finden; so hatte Meinard den fünften Theil von Verküll. Albert behielt zwei Drittheil von Kokenhusen und setzte Rudolph von Tericho darüber, ein Drittheil erhielten die Ordensbrüder. Ihre Zahl kann noch nicht

bedeutend gewesen sein, da Heinrich noch sagt: „die Deutschen waren noch selten und wohnten ihrer wenige im Lande.“

Es war das Jahr 1209, in welchem Binno ermordet, Wolquin zum Meister erwählt ward. Sollte es zufällig sein, daß bei dem Zuge gegen Vereike (in dems. J.) wol der Bischof mit Liven und Letten, Rigensern und Pilgern und allem seinem Volke genannt wird, aber keine Schwertbrüder? Daß Albert gnädig war gegen den besiegten Fürsten, daß er ihm seine Gemahlin, seine Burg, sein Land wieder gab, als Lohn der Rigischen Kirche zeigt wol von dem Bewußtsein Alberts über den Bereich seiner Kräfte. Schon Kokenhusen hatte er wider Willen eingenommen. Daniel von Lenewarden hatte den gefährlichen Fürsten gefangen, Albert gab ihn los, versöhnte ihn mit Daniel, ließ sich die Hälfte der Burg abtreten und sandte eine ansehnliche Schutzmacht, aber der Schügling überfiel und mordete sie. Das zwang Albert weiter zu gehen. Bei Vereike versuchte er es von Neuem. Es wäre ein trefflicher Vorposten gewesen für einen christlichen Ritterorden gegen Russen und heidnische Litthauer; auch war dieses Gebiet ¹⁾, ohne auf den Namen eines Königreichs Gewicht zu legen, von ansehnlicher Ausdehnung. Albert giebt es dem Besceka zurück, als Lehn der Rigischen Kirche.

Vielleicht sparte und sammelte der Orden seine Kräfte zu einem anderen Kampfe: der Stillstand des Ordens und der Letten mit den ungannischen Esten war nur auf ein Jahr geschlossen. Jetzt lief er ab: Berthold ruft von Wenden aus den Russen mit den Seinigen und die anderen Letten von Rutine nebst seinen Letten auf und macht einen glücklichen Raubzug durch Ungannien. Schon im vorhergehenden Jahre war ein Beamter des Bischofs, der Vogt von Treiden, eingetreten und hatte den Stillstand vermittelt. Heinrich beschuldigt diesmal die Treidenischen Liven, daß sie in heimlichem Einverständnisse mit den Esten Bertholds und der Letten glückliche Kämpfe nicht gern sahen: „auf ihren Antrieb, sagt er, sandte Albert den Mobraud als Friedensstifter nach Dempä. Statt dieses Friedens predigte er Christum, den Friedenbringer; aber etliche Aelteste retteten sein bedrohtes Leben und gaben ihm Männer mit, in Riga über den Frieden zu verhandeln. Und ward ein Friede geschlossen mit den Liven und Letten des Bischofs von der einen Seite der Na. Berthold von Wenden aber und Russen mit seinen Letten nahmen den Frieden nicht an, sondern rüsteten sich zum Streit.“ Heinrichs

Bericht ist wol sehr einfach, aber daß eine Trennung der bischöflichen und der Ordenspolitik vorliegt, kann nicht bezweifelt werden. Es ist etwas ganz Anderes, was beide wollen. Es mußte uns oben auffallen, daß Albert sich auf keine Theilung der künftigen Eroberungen einlassen will, weil man nicht vergeben kann, was man noch nicht habe. Ich weiß nicht, ob die Politiker immer so gedacht haben, wie Albert hier spricht. Jedenfalls bedarf es eines weiteren Grundes. Waren die Forderungen dort vielleicht auf mehr gerichtet als ein Drittel? Albert wollte Ruhe haben; der Besitz der Länder an der Düna bis über die Na hinaus genügte ihm, weil er die Mittel kannte, welche er zum Schutze dieses Besizes aufzubieten konnte, weil er es vermeiden wollte, mit den Esten anzubinden, und weil er den Orden nicht mächtiger zu sehen wünschte. Möglich ist es auch, daß Albert die älteren dänischen Ansprüche auf Estland berücksichtigte und eine Störung des guten Vernehmens vermied. Von dem Augenblicke an gehen beide Mächte, der Orden und der Bischof, in ganz verschiedener Richtung vorwärts, Albert längs der Düna, wo, als Binno noch lebte, Kopenhaven nach dem gewohnten Verhältnisse getheilt wird; Sobald aber Wolquin an der Spitze steht, geht jeder seinen eigenen Weg, Berthold plündert wieder in Ungarnen umher, Albert aber reiset wieder nach Deutschland und predigt das Kreuz.

Unterwegs hatte er einen kleinen Unfall im Sunde durch die Kuren erlitten. Dieses und seine Abwesenheit, vielleicht auch die sichtbare Trennung seiner Kräfte von denen des Ordens veranlaßte die erste gemeinschaftliche Erhebung der Bezwingenen und der Bedrohten. Litthauer erscheinen vor Kopenhaven, Kuren, Liven von der Udyä *) vor Riga, die Treidenschen rüsten sich zur Unterstützung der Empörer, und diese Gefahr einigt die Getrennten wieder; während abfahrende Pilger unter dem Ritter Marquard von Dünamünde aus, mitten durch die Feinde nach Riga zu Schiffe zurückkehren, erzwingen die treuen Holmer den Eingang in die Stadt zu Pferde; Gaupe, Conrad von Verfüll, endlich auch Berthold mit einem bedeutenden Haufen von Letten eilen zu Hilfe, Riga wird frei, die Feinde zerstreuen sich; zum Theil waren sie nicht einmal zum offenen Kampfe gekommen.

*) Udyä (im der. Gegend des heutigen Udiämünde, südwestlich von Rensal).

Albert, sahen wir schon, war in Deutschland; seine Leute trugen kein Bedenken, jetzt Berthold nach Ungarnien zu begleiten. Sie nahmen Odenpā, während Berthold auf Bedingungen einzieht, erstürmten es die Bischöflichen, halten es einige Tage besetzt und verlassen es wieder. Kaum waren sie wieder in Wenden, als ein Estenheer sie umlagerte. Noch wohnten sie mit den Letten zusammen in der alten Burg; vier Tage waren die Belagerer beschäftigt Buschwerk heranzuschleppen, um die Burg zu verbrennen, und Bäume heranzuziehen, um ein Schutzwerk zu bauen zur Belagerung nach deutscher Weise. Da hörten es die Rügischen, kamen nach Segewolde und zogen auch den Caupo, mit den Liven und Letten an sich. Die Esten ziehen ab, unvorsichtig folgen die Liven und Letten mit wenigen Deutschen; plötzlich in den Wäldern an der Ymer*) sind sie mitten unter den Esten. Die Deutschen von dem Ordensbruder Arnold geleitet, schlagen sich mit vielem Verluste durch, etliche Ordensbrüder und Knechte des Bischofs fallen, auch ein Sohn und Schwiegersohn Caupo's.

Das Wesentliche ist: Bischöfliche und Orden stehen wieder zusammen, diese haben geholfen Riga, jene Wenden zu schützen; eben war Rudolph von Jericho, ein Mann des Bischofs, zu einer Friedensunterhandlung nach Plozsk bestimmt gewesen; jetzt, da er in diesem Kampfe verwundet war, geht der Ordensbruder, der tapfere Arnold, und bringt einen Vertrag zu Stande, mit dem die Rügischen zufrieden sind. Die Liven sollen dem Fürsten von Plozsk den schuldigen Tribut alljährlich zahlen, oder der Bischof für sie; dafür ward der Handel mit Plozsk hergestellt. Von dieser Seite gesichert, ziehen die Rügischen und die Aeltesten der Letten in Einigkeit im nächsten Winter in die Strandgegenden Estlands, treiben mit Berthold die ihnen nachsetzenden Esten zurück, gemeinschaftlich belagern sie in demselben Winter noch Fellin und nehmen es vor Ostern 1211 ein; Arnold, eben so fromm wie tapfer, fiel während der Belagerung, und nach Ostern sehen wir noch einmal die Leute des Ordens und des Bischofs unter Caupo und Berthold andere Landschaften von Estland heimsuchen.

*) Ymer (ein Flüsschen zwischen Rangen und Ermes, welches nördlich von Burtnek in den Burtnek'schen See mündet). S.

Im dritten Jahre schon war Volquin Meister des Ordens. Sehen wir die Erzählung Heinrichs, so ist es, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Seine Wahl hat er berichtet, seine trefflichen Eigenschaften hervorgehoben und uns angezeigt, wie dieser fromme und gütige Herr, mochte der Bischof in Livland sein oder nicht, auf jedem Zuge das Heer leitete und führte, die Schlachten des Herrn schlug mit Freuden, wie alle Brüder ihm halfen und der Arm des Herrn mit ihm war immerdar. Aber wo sind die Thaten? Berthold von Benden ist es, der die Lettenhäuptlinge führt, der Odempä befehligt und verbrennt, Riga retten hilft, Fellin einnimmt. Wo ist denn Volquin, der Meister des Ordens unterdessen? Mit Recht fügt Heinrich zu allem, was er von ihm sagt, *postea*, d. h. späterhin. Volquin war nämlich mit dem Bischof unterdessen in Rom, die Theilung von 1207 genügte nicht mehr. Der Orden unter Vinno war noch ein Geschöpf des Bischofs, Volquin war selbständiger; er brauchte den Vertrag nicht zu brechen; die versprochenen Ausgleichungen der früheren Besitzungen wegen werden ihm Anlaß genug gegeben haben, Schwierigkeiten zu erheben, welche auch jene in Frage stellten, wer anders, als der Papst konnte entscheiden? Noch ehe die Schifffahrt eröffnet war, senden sie auf dem Landwege über Preußen eine Abschrift des neuen Vertrages, der große Freude im Lande erregte; es war ein Vertrag über die Theilung des Liven- und Lettenlandes, *Livoniae ac Letthiae*, wie sich Heinrich hier genauer ausdrückt⁵⁾, aber der Orden hatte es durchgesetzt, daß ihm jede Eroberung außerhalb dieser beiden Landschaften freistand, ohne daß der Bischof irgend einen Anspruch darauf hatte, so weit er nicht etwa wegen der Bischöfe dabei betheiligt war.

So hatte der Orden nun ein eigenes, nicht unbedeutendes Feld, das reiche, fruchtbare, schön behaute Estenland stand ihm zu. Er hatte es bisher nur ausgeplündert, jetzt durfte er an die Eroberung desselben denken und sie vollziehen ohne Rücksicht auf den Bischof mit eigenen Kräften. Wie mußte das seine Zahl mehren! Albert konnte nun entweder an der Eroberung Theil nehmen, aber nur als Bundesgenosse, nicht als Landesherr, der etwa zwei Drittheil fordern konnte, oder er konnte versuchen längs der Düna weiter zu dringen, oder über die Düna hinaus, gegen Kuren, Semgallen und Litthauen. Wir sahen schon: er suchte den Krieg nicht, er mußte am besten, wie unsicher bei allem Predigen und Hilferufen der Zuzug an Pilgern

fei, und nun war Kaiser Otto IV. im Streite mit Innocenz und gebannt, Friedrich von Hohenstaufen wird gegen ihn aufgeboten — ein innerer Krieg konnte die Sache ganz in's Stocken bringen. Albert ging nicht gern weiter als er mußte; einen großen Angriff der Deseler, Revaler und Strand-Östen auf Treiden schlugen seine Leute mit den Ordensbrüdern gemeinschaftlich ab, und da er sah, daß der Orden nun ohne Zögern das Östenland anzugreifen und zu behaupten fähig würde, so weihte er den Abt Theodorich zum Bischof und verhiess ihm das Östenland zum Bisthum, denn in diesen Stücken hatte er die Vollmachten eines Erzbischofs. Eine größere Feierlichkeit erhielt die Weihe durch die Anwesenheit dreier Bischöfe aus Deutschland, Philipps von Rageburg, Iso von Verden und Bernard von Naderborn*). Einmal übte Albert dadurch das einzige ihm zustehende Recht auf ein Land aus, das er zu erobern wahrlich nicht gesonnen war, zweitens gewann er Raum für den Grafen Bernhard v. d. Lippe, den er zum Abte von Dünamünde machte. Durch die Ausstattung des Bischofs hatte er noch immer einen Halt an die Grobherren, es bedurfte dazu nach dem Vertrage und des Papstes Bestätigung eines Abkommens mit Albert. Weiter mischte er sich nicht ein; er wollte Ruhe. Auf die Fürsprache der Bischöfe bewilligt er seinen Leuten an der Düna und von Treiden eine Erleichterung ihrer Christenleistungen, besonders des Zehnten. Die Lenewardenschen hatte er (1206. Grub. p. 43.) verpflichtet, seinem Lehnsmanne Daniel Bannerow, jährlich *dimidium talentum siliginis* (d. i. ein halbes Talent Weizen) zu zahlen; später war der Zehnte an die Stelle getreten. Albert gab so weit nach, daß von jedem Pfluge (oder Pferde) jährlich ein bestimmtes Maß von 18 Zoll, ich denke hoch, breit und tief, also 5832 Cubiczoll, etwa 4,39 eines jetzigen Rig. Looses, gezahlt werden mußte; dafür versprachen die Bittenden ewige Treue, erhielten ein Papier, von den vier Bischöfen besiegelt, aber auch die Drohung, daß sie zur Zahlung des Zehnten und zu allen Christenleistungen vollständig angehalten werden würden, sobald sie sich mit den Ungläubigen wieder einließen.

Ein Jahr gegenseitig wüthenden Raubens und Mordens folgte; die faulenden Leichen verursachten die Pest durch das ganze Land.

*) Vergl. Innocenz ep. XVI, 128. ep. Grub. silv. doc. No. XV. c. p. 237 a.

Die Eingeborenen schlossen Frieden ohne die Rigischen, der Bischof machte ihn im folgenden Jahre (1212) zu einem allgemeinen. In Begleitung der Ordensbrüder und der Ältesten der Liven und Letten hielt er sogleich eine Zusammenkunft mit Wladimir von Pologz in Gericke und verlangte Aufhebung der einen ihm lästigen Bedingung des letzten Friedens; der Fürst verzichtete auf den Tribut vom Livenlande.

Mit aller Kraft konnte man sich jetzt gegen die Esten wenden, aber die Ruhe dazu war noch nicht gekommen. Eben vorher hatte Heinrich angedeutet, daß die Liven die Ordensbrüder in Segewold zu fangen suchten, um sich darnach leicht des Bischofs und der Deutschen insgesammt zu entledigen. So weit wir sehen können, war der Anschlag zuerst nur gegen die Ritter gerichtet. Die Letten von Antine, indeß, die zu dem Antheile des Bischofs gehörten, brachten bei ihm über geraubte Felder, Bienenbäume und Mißhandlungen Klage vor. Die Verlegung traf also offen auch den Bischof. Er machte sich darum auf, den Streit zu schlichten. Es ist zu erwarten, daß eine tiefere Absicht zum Grunde lag. Albert suchte zu beschwichtigen; vergebens ward zwei Tage hin- und hergeredet, Liven und Letten trafen zusammen als Eidgenossen gegen die Deutschen, selbst Caspö nahm das Wort für sie: „wie werde er das Christenthum verlassen, aber auf eine Erleichterung der Liven und Letten müsse er dringen.“ Das war den Uebrigen schon nicht genug, sie wollten der Ordensbrüder überhaupt ledig sein. Gewiß hatten ihre Unterthanen eine schwerere Stellung als die bischöflichen. Albert hatte den Behnten, sahen wir, in ein bestimmtes Maß umgesetzt; der Orden mußte von dem Behnten seines Antheils ein Viertel dem Bischofe als Anerkennung seiner Unterthänigkeit abgeben und wird das geradezu oder auf Umwegen wieder eingebracht haben. Der Bischof wollte friedlichen Bestand des Erworbenen, der Orden wollte weiter, wollte Krieg gegen die Esten, wobei die Liven und Letten am meisten litten, und nur der Orden gewann. Wollte der Orden dem Bischofe Antine durch solche Plackereien abnöthigen? oder war vielleicht Antine zu einem Tausche bestimmt und die Leute daselbst fügten sich ungerne unter das schwerere Joch? Der Bischof trat als Vermittler auf und richtete nichts aus. Die Gefahr fing an auch ihn zu bedrohen. Die Liven des Ordens (de Sattesele) riefen die des Bischofs und die Letten zu den Waffen, aber in Lenewarden kam Daniel zuvor und

rasch zur That, wie er sich immer gezeigt, setzte er die Eivenältesten seines Gebietes gefangen und verbrannte ihre Burg; die Burgen in Holm und Treiden verbrannten die Rigischen. Zu einem Kampfe kam es nur zwischen den Brüdern in Segewolde und ihren Eiven in Sattesjale⁶⁾. Die Brüder hatten zum Glück ihre neue Burg schon fertig; sie bedurften dieselbe mehrmals zur Zuflucht: die Brüder fielen aus, trieben die nächsten Haufen zurück, tödteten einige Menschen, die Feinde mehrten sich, hielten den Angriff auf und trieben die Brüder zurück. So dauerte es mehrere Tage. Noch einmal versuchte Albert vermittelnd aufzutreten. Die Eiven legten durch ihre Abgeordneten in Riga ihre Beschwerde vor, besonders über Rudolph*), einen Meister der Brüder (in Segewolde?), wie Berthold (in Wenden?): Acker, Wiesen und Geld habe er ihnen genommen und vergebens sendet er Aobrand, den Priester, welcher sie gekauft hatte; es ist auch ohne Wirkung, daß er selbst mit Philipp von Rageburg kommt und beide Partheien hören will und hört. Der Fluß theilte die Partheien, bewaffnet saßen die Eiven auf ihrer Seite und klagten die Ritter in vielen Punkten an. Albert versucht zu scheiden: was ihnen mit Unrecht genommen sei, das solle ersetzt werden; aber sie hätten auch Manches mit Recht eingebüßt, als Strafe für Vergehen, was ihnen nicht wieder gegeben werden könnte. Sie waren schon zu einem Entschluß gekommen; als aber der Bischof Geißeln forderte, daß sie dem Christenthume treu bleiben wollten, wiesen sie das Ansuchen ab und der Bischof kehrte nach Riga zurück. Jetzt war Gaupe mit ihnen, die Eiven waren entschlossen das Christenthum fallen zu lassen, das trennte ihn noch von seinen Landsleuten; doch suchten auch sie noch einmal friedliches Abkommen und unterhandeln mit Philipp, mit Johann, des Erzbischofs Bruder, Dietrich und Gaupe, mit Bernhard ihrem Vogt und mit dem Verfasser unserer Geschichte, dem Lettenpriester Heinrich, als Dolmetscher. Während sie in ruhiger Verhandlung mit den Eiven vor ihrem Schlosse saßen und besprachen, was Recht und Billigkeit forderten, breiteten Böswillige aus: die Ordensbrüder plünderten das Land! Im Augenblicke waren Johann, Dietrich, Bernhard mit vielen Andern gefangen, wurden ins Schloß geschleppt und mit Schlägen gemißhandelt. Den Bischof

*) den von Jericho, ehemals in Kokenhusen, nun im Orden? wenigstens erscheint er in Kokenhusen nicht mehr. p. 93, 5. p. 95, 4. 9.

Philipp rettete Heinrich und der Bischof verschaffte durch seine Vorstellungen den Andern die Freiheit wieder, aber einen Erfolg hatte die Verhandlung nicht: die Männer kehrten nach Riga zurück, die Liven setzten ihre Feindseligkeiten gegen den Ort fort. Aber sie thaten mehr. Bisher finden wir nicht, daß Albert sich mit den Waffen des Ordens anzunehmen gesonnen war und die Liven und Letten hatten so lange gute Ausichten; aber die Aufrührer thaten Schritte, die zum Aeußersten nöthigen mußten: sie erklärten ihren Abfall vom Christenthum: die Liven des Bischofs von der einen Seite der Na vereinigten sich mit denen des Ordens in der selben Burg. Albert, die Pilger, der Ordensmeister mit seinen Rittern, die Rigiſchen und die treu gebliebenen Liven belagerten die Burg. Glückliche Ausfälle erhöhen den Muth der Belagerten; ein Schugdach der Deutschen wirft in der Nacht der Sturm nieder, da bricht der Jubel aus in der Burg: die alten Götter bewiesen ihre Gunst, man schlachtet ihnen Thiere, geopfert Hunde und Böcke wirft man den Christen zum Hohne vor des Bischofs Augen von der Burg herab. Aber das Schugdach ist bald hergestellt, der Wall wird untergraben; Ruffin spricht eben mit seinem draugs (Freunde) Berthold von Wenden, und indem er den Helm dabei abnimmt und sich an die Befestigung neigt, zur Erinnerung an die alte Freundschaft, trifft ihn der Pfeil einer Wurfmachine in den Kopf zum Tode. Die Liven senden Boten um Gnade zu bitten; der Bischof verlangt Rückkehr zum Christenthum und sendet seine Fahne hinein mit dem Bilde der Jungfrau Maria; die Einen richten sie auf, Andere werfen sie nieder; der Sturm beginnt von Neuem, von Neuem sieht man die Fahne: Albert erweist Schonung des Lebens und nimmt die Aeltesten nach Riga mit. Deffentlich thaten sie Buße für den Abfall des Volkes. Die weiteren Verhandlungen drehten sich um die Entschädigungen, die von den Empörten zu leisten seien, um Rückgabe der Pferde und Rüstungen und was sonst sie genommen, an die Ordensbrüder; außerdem forderte man eine mäßige Summe Geldes, hundert Deferinge oder 50 Mark Silbers von der ganzen Landschaft als Buße. Als sie dagegen Einwendungen machten, mußte ihnen Mlobrand die vollständige Herstellung der Zehnten vorschlagen. Da diese Auskunft sie von augenblicklicher Zahlung befreite, so war sie ihnen gelegener. Der Bischof, obwol er die Willigkeit bedenklich fand, denn auch seine Liven von der anderen Seite der Na und aus Metsepole meldeten

sch — gestand ihnen ihre Bitte zu. Ja, er that mehr: er bewilligte ihnen wieder jene Festsetzung des Zehnten; dieselbe Begünstigung genossen, wie billig, die Idumäer und die Letten, welche zum Kampfe gar nicht erschienen waren; einzelne Uebertretungen wurden bei dem Vogte mit Geld gebüßt. Die Liven aber des Ordens kamen wieder unter den Zehnten.

Eine bedeutende Gefahr war nun beseitigt; drohend war sie gewesen, so lange der Bischof dabei unbetheiligt war, durch seinen Zutritt waren die Streitkräfte der Christen den Empörern überlegen und ihre Sache durch Willkühr und Gnade entschieden. Hatte hier Jemand Politik zu lernen, so war es der Orden, seine Bedrückungen hatten den Aufstand erregt und allein war er doch nicht im Stande ihn zu dämpfen.

Die Letten von Antine indes, von denen der Streit ausgegangen, erhielten durch Schiedsrichter auf ihren Eid ihre Bienenbäume zurück, durch dasselbe Rechtsmittel behielten die Ordensbrüder die streitigen Acker und fanden die Letten für ihre Klagen über ihre Gewaltthätigkeiten mit Geld ab.

Ja, Albert that mehr: im folgenden Jahre (Heinrich deutet es schon: 1212 an J. Alberts: XII. § 7.) gab er Antine dem Orden ganz preis, indem er dafür den dritten Theil von Kokenhusen zurück erhielt, für die Abrundung des Ordensgebietes ein neuer Gewinn. Das Genauere giebt eine Urkunde ⁷⁾ 1213.

Gemeinsame Thaten bezeichnen den Friedensstand, Albert ist auf längere Zeit abwesend; Philipp von Raseburg, unterdeß sein Stellvertreter; Wolquin geleitet Kaufleute die Düna hinauf, Berthold von Wenden hilft den Leuten des Bischofs die Litthauer zurückschlagen. Unterdeß werden die Mauern von Wenden fertig geworden sein, wie schon früher in Segewolde, Philipp baut auch dem Bischofe im Treidenfchen eine Burg, mit Absicht Fredeland genannt.

Aber im Augenblicke fand sich ein Anlaß zu neuem Streite. Schon lange waren die Letten von Tholowa unter Thalbald mit den Deutschen ausgezogen und ihre Verbündeten gewesen; sie erbaten sich jetzt die griechische Kirche zu verlassen und zur lateinischen Kirche überzugehen und des Bischofs Unterthanen zu werden. Da sie freiwillig kamen, so stellten sie die Bedingungen: ein Maß (ohne Zweifel das oben erwähnte) von zwei Pferden jährlich, also nur die halbe Leistung der bisherigen Unterthanen des Bischofs. Dafür Bündniß zu Schutz

und Trug gegen Esten und Litthauer. Der Bischof Philipp nahm sie auf und sandte ihnen Heinrich zum Lehrer.

Werden die Ordensbrüder das so ruhig ansehen? Ein gemeinsamer Zug nach Estland war die nächste Folge. Die Liven hätten die bei der Mündung der Na versammelten Streitkräfte lieber gegen die Kuren gewendet; es lag dem Orden zu weit ab; doch begnügte das Heer sich in Estland mit Plünderung; sie traf die noch unberührten Strandlandschaften und die Söhne Thalibalds brachten drei livländische Talente (Kiespfund?) Silber in ihre Burg Beverin. Das wiederholt sich in Saccala, nur daß hier schon Tausen vollzogen werden; es ist nicht gleichgültig, daß der Taufenden einer, Ditto, ein Priester der Ordensbrüder war⁹). Gegen diesen gemeinschaftlichen Krieg erheben sich auch estnische Stämme und ebenso einig schlagen die Ritter und die Männer des Bischofs die Plünderer zurück und verfolgen sie in ihre Heimath, wobei Ungannien auf das Aergste heimgesucht wird. Es beugt sich hierauf und läßt sich taufen. Wie in Saccala sahen wir auch hier unter den Taufenden wieder Otto den Priester des Ordens erscheinen. Die Sieger pflücken die Frucht gemeinsam. In Notala, dessen Burg Sontagana sie gemeinschaftlich unterwerfen, wird freilich nur ein Priester genannt (nach 21, 7 des Bischofs). Die Heimsuchung Desfels war auch gemeinsam, aber nur ein Raubzug, gemeinsam auch deckten sie die Mündung der Düna durch ein Wachtschiff.

Aber mit der Taufe von Ungannien, Saccala und Notalien war eine neue schwierige Aufgabe gestellt: die Taufe war gemeinschaftlich vollzogen; Albert hatte schon längst einen Bischof über Estland ernannt; wie wird er bei der Theilung der drei Landschaften berücksichtigt werden, wie der Oberbischof, der Rigische, ohne den keine Eroberung gemacht war, keine gemacht werden konnte? Nahm Albert auch seine zwei Drittheil in Anspruch, so fühlte sich der Orden verletz, denn Albert war hier nach früheren Bestimmungen nicht der weltliche Landesherr, wie im Livenlande, sondern nur Bundesgenosse im Kriege; vielleicht durfte er als solcher doch wol auf die Hälfte Anspruch machen? Dann muthet man ihm ohne Zweifel auch zu, den Bischof über Estland von diesem Theile auszustatten, denn wie konnte man das von dem Orden verlangen, dem ja sonst nur ein Viertel übrig blieb.

Wir wissen nicht, was man abmachte, aber kaum war Albert von Rom zurück von dem Lateranconcilium *), als ein erster Anlauf zur Beseitigung dieser Frage genommen ward, denn auch Theodorich, der ernannte Bischof von Estland, war mit zurückgekommen; aber was man abmachte, hat Heinrich nicht für gut befunden zu berichten, weil es keine Dauer hatte. Jedenfalls blieben die beiden Mächte einig, zogen durch Saecala in das Herz Estlands und das südliche Harrien bis Reval hin, immer nur raubend. Ein Angriff von Plescau aus nöthigte sie zu festeren Entschlüssen.

Offenbar war der Bischof zu Zeiten großer Gefahren im Vortheil: seine Besitzungen waren die ausgedehnteren, auf seinen Ruf kamen die Pilger; Riga war seine Stadt und der Ordensmeister hatte noch keine andere Residenz. Sobald der Fürst Wladimir von Plescau mit Nowgorod verbunden Ungarnien bedrohte, Odempä besetzte, Annahme des griechischen Bekenntnisses und Anerkennung seiner alten Herrschaft forderte durch jährlichen Zins, und die Ungarnier ernstlichen Beistand forderten, wie sie berechtigt waren; da wurde wenigstens der Grundtag der künftigen Theilung dieses südlichen Estlandes festgesetzt, wie sich unter diesen Umständen erwarten ließ, zum Vortheil Alberts: ein Drittheil für die Rigische Kirche, das zweite für den estländischen Bischof, das dritte für den Orden. In Einigkeit besetzten sie Odempä, suchten die Gegend von Nowgorod heim und plünderten Ferwen und begannen die Raufe; aber als die Russen kamen und Odempä wirklich belagerten, lief der Kampf übel ab: mit mehreren Ordensbrüdern fiel Berthold, als er mit Wolquin und Dietrich, Alberts Bruder, zum Entsatz herankam; Odempä mußte geräumt werden, Wladimir führte Dietrich halb als Geißel, halb als Gefangenen nach Rußland.

Alberts Zuflucht war Deutschland; dem zwiefachen Feinde genügten seine und des Ordens gewöhnlichen Kräfte nicht, denn die noch unbezwungenen Theile des Estlandes und die Deseler voran, waren mit den Russen verbündet, und die Saecalaner erhoben sich ohne Bedenken. Zum Glück traf zweierlei zusammen: der Fürst von Nowgorod hatte eine Zug nach Ungarn vor, und ein angesehenere Fürst und tüchtiger Krieger aus Deutschland, Graf Albert von

*) (Dies begann am 1. November 1215.) Cf. Hartmanni Concil. illustr. Tom. III, pag. 359. C.

Lauenburg, erschien. Die Esten erlitten eine bedeutende Niederlage durch die vereinigten Deutschen, Liven und Letten. Der Sieg kostete aber auch Gaupe's Leben¹⁰⁾. Die Saccalaner stellten Geißeln, nahmen das Christenthum wieder an und erhielten damit Gnade. Noch nicht zufrieden, hätte der Graf Albert von Lauenburg die Christen gern nach Desel geführt, aber das Wetter blieb ungünstig. Sie begnügten sich mit einem Zuge in die Strandprovinzen und besetzten Alles von Kotala bis Reval der livländischen Kirche Geißeln, stellten für die Annahme des Christenthums und jährliche Zahlung eines Zinses. Auch die Ferwier meldeten sich dazu mit Geißeln.

Der Vortheil war der des Bischofs allein: denn 1) Heinrich erwähnt nicht, daß der Orden an diesem letzten Zuge Theil nahm, welchen er doch bei dem Zuge nach Saccala mit Bolquin ausdrücklich nennt, und 2) die Leute von Kotala bis Reval mit Harrien unterwarfen sich ausdrücklich der livländischen oder Rigischen Kirche, wobei als Zins p. 121. der Abgabe gedacht wird, welche der Bischof bei sich eingeführt hatte: *annonae mensuram pro decima institutam* wollen sie geben.

Solches war in des Bischofs Abwesenheit zu seinem Vortheile geschehen. Gleichsam in vier Schichten liegen die Besitzungen der Christen da: 1) das Land an der Düna, 2) das Land um die Na und Metsepole, 3) Ungannien mit Saccala, dazu nun 4) das nördliche Estland. Das erste gehörte dem Bischofe nunmehr allein, das zweite hatte er mit dem Orden getheilt und zwar im Verhältnisse von 2:3; für das Estland Ungannien und Saccala war derselbe Grundsatz angenommen. Des Bischofs Vorkämpfer Graf Albert geht nun noch weiter; während Ungannia und Saccala unter gemeinschaftlicher Leitung stehen, denn des Bischofs und des Ordens Priester hatten sie getauft, bringt Graf Albert die Wied und Harrien mit Ferwen dahin, sich der Rigischen oder livländischen Kirche, d. h. dem Bischof allein zu unterwerfen. Sein Joch war leichter, seine Last leichter als die des Ordens.

Die Gefahr von Rußland her hatte in diesem Jahre nur gedroht; im folgenden erschienen 16,000 Russen in Ungannien auf's Beste gerüstet, trieben die Deutschen vor sich her, lagerten sich vor Wenden und ergossen sich über das Land der Liven und Letten bis in Idumäa. Daß sämmtliche Theile der Deutschen gegen diese Gefahr zusammenhielten, war zu erwarten; sie sammelten sich so schnell und

blreich, daß weder die Deseler noch die Saccalauer kamen, und nur die Harrier vor Wenden erschienen; aber selbst die alte Wendenburg war den Feinden zu stark, als Ordensritter aus der ihrigen hinein gelangten und ihre Wurfgeschosse anwandten. Die Nachricht, daß Litzhauer in Rußland eingefallen, bewog die Russen vollends zur Heimkehr. Ein gemeinsamer Zug Wolquins mit Heinr. Burewin, dem Wendenfürsten und Anführer der Pilger, strafte die Kewaler.

Bischof Albert war in diesem Jahre nicht nach Lioland gekommen, aber hatte Dänemark besucht; dort war er mit dem Grafen Albert von Lauenburg zusammengetroffen, und auf ihre Bitte hatte König Waldemar II. versprochen, zur Ehre der heiligen Jungfrau und zur Vergebung seiner Sünden sein Heer gegen die Esten zu führen. Bischof Albert hoffte ebenfalls eine ansehnliche Macht zusammenzubringen. Beide Aussichten gingen in Erfüllung; zahlreiche und vornehme Pilger begleiteten den Bischof 1219 und König Waldemar erfüllte sein Versprechen. Auf ihn alle seine Hoffnungen setzend kam auch Theodorich, der seit Jahren schon zum Bischof von Estland ernannt war, aber in einem Ueberfalle der Esten verlor er sein Leben.

Der Tod des bescheidenen Mannes hatte eine wichtige Folge. Ihn hatte Albert ernannt, kraft des ihm ertheilten Rechtes in den Eroberungen, die er und der Orden machen würden, die Bischöfe zu setzen. Jetzt aber war es König Waldemar, der das von den Deutschen oft geplünderte, zum Theil auch getaufte nördliche Estland einnahm; auch er hatte seine Bischöfe bei sich, vor Allen Andreas von Lund, den Erzbischof seines Reiches. Er verstand den Zug in honorem s. virginis anders als Bischof Albert; er nahm diese Estländer für sich ein: weltlich, indem er die Burg Reval bauete an Stelle des estnischen Lyndauisse; geistlich, indem er durch seine Bischöfe an Theodorich's Stelle seinen Capellan Weßelin zum Bischofe setzen ließ. Dann kehrte er selbst nach Hause zurück, aber die Bischöfe blieben, des Königs Mannen mit ihnen und die Kewalschen ließen sich von den Dänen taufen.

Wie Albert die Sache aufnahm, zeigte sich nicht augenblicklich; hatte er doch selbst den König gerufen. Sollte er wirklich gemeint haben, der König werde für ihn die Esten unterwerfen? Aber wenigstens hatte sein Bischof die oberste geistliche Würde? Unerwartet kam der Mann um und Waldemar trat auch als geistlicher Oberherr auf. Albert aber fand auf einer anderen Seite für sich und seine

Wlger eine gute Aussicht. Hätte er wirklich in den letzten Zeiten an zwei Drittheil des ganzen Estenlandes gedacht, so konnte ihm nichts gelegener kommen als die Erwerbung des linken Dünauufers, Sempgalliens; daß er einen Bischof schon vor Kurzem für diese Gegenden ernannt hatte, jenen Grafen Bernhard v. d. Lippe, den Cistercienser-Abt von Dünamünde, deutet seine Absichten nach dieser Seite an; aber wie gerufen kamen ihm die Leute entgegen. Die Sempgaller von Mesothen brauchten Schutz gegen die Räubereien der Litthauer. Albert war bereit ihn zu leisten, wenn sie sich taufen ließen. Die Sache hatte ihre Bedenken; die übrigen Sempgaller konnten sich mit den Litthauern gegen sie verbinden; sie baten also den Bischof um eine Besatzung und wollten sich dann belehren und taufen lassen.

Auch so ging Albert auf ihr Gesuch ein. Er selbst leitete mit dem Herzog Albert von Sachsen-Anhalt die Unternehmung: 300 Männer wurden getauft, die Weiber und Kinder nicht gezählt. In Mesothen sollte der neue Bischof von Sempgallen wohnen. Freudig kehrte Albert nach Riga zurück.

Schon das erste Schiff, welches der Bischof auf der Muffa nach Mesothen sandte, wurde von Westhard, dem Ältesten der Landschaft Zerwetene¹¹⁾, überfallen, 30 von der Mannschaft getödtet; die Deutschen entfernten sich aus Mesothen nach Riga, die eben getauften Sempgaller dieses Bezirkes kehrten zum Heidenthume und den heidnischen Bündnissen zurück.

Der Orden hatte das nicht unbenutzt gelassen: Wenn des Bischofs Stellvertreter Geißeln der Fermier angenommen hatten, so fand jetzt Rudolph, nunmehr Meister in Wenden¹²⁾, Bertholds Nachfolger, eine Beschuldigung gegen die Fermier darin, daß sie den Revalern gegen die Dänen beigestanden. Vergebens beriefen sie sich auf ihren Vertrag mit Graf Albert, auf den Frieden mit Riga, auf das Versprechen, die Taufe anzunehmen. Sie mußten auch dem Orden Geißeln stellen.

Es ist sichtbar keine Uebereilung, keine Unwissenheit des Ordensmeisters; er weiß recht gut, was er thut, und der Bischof läßt die abgefallenen Sempgaller einstweilen bei Seite, um seine Leute mit den Ordensbrüdern in das noch nicht besetzte Bierland zu schicken¹³⁾, sonst wären ihnen die Dänen zuvorgekommen. Gegen den Feind waren sie einig; Bierland ergab sich; die fünf Ältesten der fünf

Landschaften stellten Geißeln und erschienen selbst in Riga, abzumachen, was sonst nöthig war.

Dieselbe Einigkeit machte nun auch einen gemeinsamen Zug gegen Mesothen möglich. Es zogen 4000 Deutsche mit eben so vielen Eiden und Letten aus. Westhard ließ sich nur von ferne sehen; die Semgaller von Mesothen versprechen sich taufen zu lassen, ihre Burg ward ausgeplündert und verbrannt.

Das war nur ein Rachezug; etwas anderes aber bedeutet es, wenn wir beide Mächte noch in demselben Winter wieder nach Estland ziehen sehen. Sie wollten die Dänen auf Reval und die nächste Umgebung (Revelensis provincia) beschränken. Darum zogen jetzt Bischof und Herrmeister zusammen nach Harrien; im Vorbeiziehen schlugen sie die Deseler aus Terwen hinaus und empfangen dann die Geißeln für Harrien aus Warbola¹⁴). Erzbischof Andreas war noch immer in Reval. Eine Botschaft der Deutschen erwiederte er von dort aus mit freundlichem Danke für den Kampf gegen die Heiden, und in seiner Botschaft hieß es, als verstände es sich von selbst, das ganze Estland sei ja des Dänenkönigs, sei ihm von dem livländischen Bischöfe übergeben, er erwarte, daß man die Geißeln von Warbola ihm zustelle. Nicht die Männer des Bischofs, nicht sein Bruder Theodorich nahm das Wort, sondern Bolquin. Seine Erklärung zeigt, was er den Dänen zuzugestehen dachte: von einer Schenkung Estlands an den König von Dänemark wisse er nichts, dagegen wisse Jedermann, wisse insbesondere Herzog Albert mit allen Anwesenden, wie das ganze Estland unter der Fahne der heiligen Jungfrau von Riga aus zum Christenthum gebracht sei, nur die Revalsche Provinz und die Insel Desel ausgenommen. Uebrigens wollten sie dem Könige von Dänemark gefällig sein und die Harrienschen Geißeln ihren Keltern zurückstellen, ohne jedoch den Rechten der Rigiſchen damit etwas zu vergeben. Und wie der Ordensmeister gegen die Ansprüche des dänischen Königs als des weltlichen Herrn, so legt Bischof Albert Einsprache ein als Oberbischof, ohne darauf zu achten, daß König Waldemar an des umgekommenen Theodorichs Stelle schon einen Bischof über Estland gesetzt hat, bestellt er seinen Bruder Hermann, Abt zu St. Pauli in Bremen, dazu und läßt ihm über Kurland und Samland in Preußen die Nachricht nach Deutschland zugehen, wo der Erzbischof von Magdeburg die Weihe vollzog¹⁵); aber Waldemar beherrschte Lübeck und ließ Hermann nicht durch.

Dieser unfreundliche Zusammenstoß setzt sich dann auch in dem Verhalten der Dänen gegen die Thätigkeit der Deutschen, der Missionäre, fort. Je zwei Priester, einer des Bischofs und einer (Georg) des Ordens, durchziehen einmüthig Saccala und Ungautien und werden hier nicht gestört. Wohl aber in Bierland. Nur der erste Bezirk fügt sich und die Dänen ließen dafür die Keltesten an den Wänden aufhängen, aber die andern ließen sich von den Dänen nicht gefangen nehmen. Ebenso geschah es in Jerwen. Als die Missionäre sich beim Bischofe Andreas selbst beklagten, erhielten sie die alte Antwort: „gottlicher Esland, von den Rigischen erobert oder nicht, sei des dänischen Königs, von den Rigischen Bischöfen¹⁶⁾ ihm zugestanden für die Hilfe, welche er gegen die wilden Esten geleistet. Darum verbietet Andreas durch besondere Boten an Albert die Fortsetzung des Kaufmannszugs im Estlande.“

Sollte Waldemar wirklich ohne Grund solche Behauptungen aufgestellt haben? Der Mann war zu mächtig und staatsklug, um die Gelegenheit zu einer Erweiterung seiner Macht um die Ostsee her zu versäumen. Nur damit hatte ihn Albert locken können: ein Waldemar läßt sich ganz gern seine Sünden vergeben, aber er zieht dazu allein nicht gegen die wilden Esten. Solche romantische Gedanken waren mit dem ersten Kreuzzuge, wenn sie irgendwo rein vorhanden waren, nebst vielen Täuschungen geschwunden; ein Kreuzzug mußte etwas einbringen und Waldemar wußte wohl, was er wollte. Dänemark, Schonen, Holstein, Lübeck, Mecklenburg, Rügen, Pommern hatte er. Das Gesuch um Hilfe, vielleicht unterstützt durch Erinnerungen an Waldemars Vorfahren, die schon Versuche auf Estland gemacht hatten¹⁷⁾, ohgleich davon in diesem unseren Berichte gar nicht die Rede ist, weist ihm ein neues Feld, eine Stelle, von welcher aus ältere Eroberungen sich mit neueren verknüpfen ließen. Einem Manne wie ihm, dem schon so Vieles gelungen, kann es nicht schwer vorgekommen sein, wenn er Estland erwarb mit Hilfe der Deutschen, und dazu Desel, irgend einen Nothstand zu benutzen, wie auch Livland an sich zu bringen, Kurland und Preußen hätten die Lücken gefüllt, hätten ihn zum alleinigen Herrn gemacht über die eigentliche Ostsee. Er wird in seinen Verhandlungen über seinen Kreuzzug Estland für sich gefordert haben und ebenso wenig trug Albert damals Bedenken, ihm ein Land, das er selbst noch nicht hatte, das er doch mit einem andern Besizer hätte theilen müssen,

zu überlassen. War doch der Graf Albert von Sauenburg, dem der Bischof Albert seine besten Erfolge im nördlichen Estlande verdankte, eben selbst nur ein Vasall des dänischen Königs, im Vertrauen vielleicht auf zweideutige Ausdrücke, wie „zu Ehren der heil. Jungfrau“, in Hoffnung, wenigstens seine geistliche Oberhoheit erhalten zu sehen, da Waldemar den von ihm eingesetzten Theodorich annahm. Aber eben in Theodorich drückt sich Alles aus, was wir brauchen. Von Albert ernannt, erkannte er Waldemar als weltlichen Oberherrn an. Theodorichs Tod, sahen wir, störte den Bischof aus seinem Vertrauen. Sobald er seinen Bruder Hermann gegen Wesselin ernannt hatte und die Taufe fortsetzen ließ in Bierland und Harrien — denn auf Harrien hatte auch der Orden durch die That verzichtet —, bestellte Waldemar ihn und einen Vertreter des Ordens zu sich. Albert wich ihm aus, er erreichte Lübeck, mußte sich aber aus dieser Stadt schleichen und ging nach Rom mit seinen Klagen. Waldemar ließ ihm dort keine Zeit; auch seine Abgeordneten erschienen bei Honorius III. Aber den Hauptschritt that er in Livland. Rudolph, der Meister von Wenden, war mit mehreren Ordensbrüdern wirklich zu Waldemar getreut. Hatte sich früher Albert, um seine geistlichen Rechte zu sichern, mit dem Könige abgefunden, ohne für die Wittkämpfer zu sorgen, so verstanden sich jetzt König und Orden noch besser.

Unterscheiden wir das südliche und das nördliche Estland. Saccala, Ungannien, die Haupttheile des südlichen, waren schon erobert und getauft; aber über den Besitz derselben war nur ganz im Allgemeinen festgesetzt, der Rigische Bischof, der estländische Bischof und der Orden sollten sie gleich theilen. Je weniger Recht Waldemar auf diese beiden Landschaften hatte, um so leichter wurde ihm die Freigebigkeit: er schenkte Saccala und Ungannien mit den anliegenden Landschaften dem Orden an Stelle seines Drittheils vom Estlande, ohne Rücksicht auf den livländischen Bischof und seinen Bruder Hermann; denn diesen nichts übrig zu lassen, wären die Dänen nun eifrig, indem sie die estnische Bevölkerung ebenso in Bewegung setzten, wie es sonst die Deutschen gethan. Sie ließen durch die Harrier erst die Serprier ausplündern, morden, fangen, worauf den Bierländern die Eröbung genügte. Aus Bierland und Harrien bildete der Erzbischof sogleich ein neues Bisthum, denn der Revalische Bischof behielt nur Harrien¹⁵⁾.

Die Ordensbrüder übereilten sich nicht von dem Rechtscheine, welchen ihnen König Waldemar ertheilt hatte, Gebrauch zu machen; in einer freundschaftlichen Verhandlung mit Alberts Stellvertreter Bernhard, dem Bischöfe von Sengallen, erkannten sie vielmehr die Grundlage der Theilung an, denn daß sie es mit dem Bischöfe schon jetzt völlig hätten verderben mögen, ist nicht denkbar. So viel saßen sie wol, daß der König von Dänemark ein viel gefährlicherer Genosse und Nachbar sei. Sie änderten nichts an dem augenblicklich bestehenden gemeinschaftlichen Besitze von Angannien und Saccala, dazu galt Albert als alleiniger Herr der Wick, die sich ihm durch den Grafen von Lauenburg unterworfen hatte. Aber der Theil, aus welchem für den Bischof zwei Drittheile gebildet werden konnten, falls Angannien und Saccala als eines gelten, schmolz immer mehr zusammen. Noch in demselben Jahre 1220, in welchem jenes zweideutige Abkommen mit Waldemar geschlossen war, landete der junge eben erhobene König Johann der Fromme von Schweden mit dem Herzoge Karl von Ostgothland, einem ansehnlichen Heere und einem Bischöfe, um auch ein Stück des Estenlandes zu gewinnen. Nicht einmal den Vorwand „zur Ehre Gottes und dergl.“ konnten sie nehmen; sie besetzten die Landschaften des Bischofs, wo die Tausche längst begonnen war. Der König ließ sich gerade in dem Orte Leal nieder, der zum Sitze des Bischofs Hermann bestimmt war. Den Dänen in Reval wird es nicht ungelegen gewesen sein; die Rigischen konnten nur ihr Recht verwahren durch die Anzeige, selbige Landschaften seien längst von den Ihrigen dem Christenthume unterworfen worden. Denn König Waldemar ließ keine Pilger von Lübeck aus nach Livland gehen, noch waren Kurland und Preußen heidnisch, kreuzfahrende Pilger wenigstens konnten also auf dem Landwege nicht hereinkommen; die Deutschen waren gelähmt und es währte lange, ehe es besser ward.

Denn während die zurückgebliebenen 500 Schweden durch einen Ueberfall von den Deselern umkamen bis auf wenige, die sich in die dänische Burg nach Reval retteten, fand der Bischof Albert draußen keine Hilfe. Bei Honorius standen ihm Waldemars Boten mit Erfolg entgegen; der König galt bei dem Papste doch mehr als der Bischof. Auch die Erhebung zum Erzbischöfe, durch welche die Frage über seine Stellung zu Estland, wo jener den ersten Bischof ernannt hatte, mit entschieden worden wäre, setzte er nicht durch. So

wandte er sich an Friedrich II., der eben zum Kaiser gekrönt war; er bat um Rath und Hilfe gegen die Angriffe des dänischen Königs, der Russen und der Heidenischen, sowie anderer feindlicher Angriffe, und berief sich auf die fortwährende Abhängigkeit Livlands und aller seiner Landschaften vom Reiche. Friedrich hatte aber viel Anderes zu thun, zur Befestigung seiner Herrschaft in Sicilien, Rüstungen zu dem angelobten Kreuzzuge zur Befreiung Jerusalems, und suchte mit Waldemar keinen Streit, da er sogar ruhig zusah, wie der mächtige Herr manches Stück von Deutschland an sich gebracht hatte — denken wir nur an Lübeck. Er rath also auch dem Bischofe sowol mit den Dänen wie mit den Russen sich friedlich und freundlich zu stellen bis die neue Pflanzung kräftige Wurzeln getrieben. So kehrte er aus Itallen ohne Trost wieder nach Deutschland; auch hier riethen ihm gute Leute, den Willen des Königs zu erfüllen, und die livländische Kirche von der Gefahr zu befreien, in welcher sie durch die Sperre, welche Waldemar übte, gerathen mußte. Albert fügte sich in das Unvermeidliche mit seinem Bruder Hermann, und nicht blos über Estland erkannte er des Königs Oberherrlichkeit an, sondern auch über Livland, doch eine Hinterthür behielt er offen, die Zustimmung der Stiftsgeistlichen, der Lehnsleute der Kirche (*viri sui*), der Bürger von Riga und der Liven und Letten.

Der Orden war nicht genannt. Er hatte des Königs Oberhoheit schon anerkannt, als er sich Ungarnien und Saccala von ihm schenken ließ. Die Biedel, von den Schweden geräumt, behandelten die Dänen jetzt als ihnen unmittelbar unterworfen und duldeten hier ebenso wenig, wie in Bierland und Zerwen, Rigische Priester; jeden Versuch zur Abschüttelung des neuen Joches strafte sie mit Hinrichtung der Aeltesten, mit Geldbußen und mit doppelten und dreifachen Abgaben.

Nun endlich kehrte Bischof Albert zurück; nicht blos Estland, sondern Livland dazu sollten nun unter Dänemark stehen. Der Widerspruch war einstimmig: zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi, nicht des dänischen Königs hätten sie gekämpft gegen die Heiden, lieber wollten sie das Land verlassen, als dem Könige dienen. Auf das Aeußerste wollte es Waldemar jedenfalls nicht kommen lassen, und wenn er ganz Estland gegen jeden Anspruch sicherte, so war schon viel gewonnen. Mit Livland hatte es solche Gile nicht. Dazu hatte Erzbischof Andreas die Nothwendigkeit guter Nachbarschaft ein-

gesehen in einem Angriffe der Deseiler auf die Dänenburg, der 14 Tage dauerte, und was er versprach, war so gut als hätte es der König gesagt. Er konnte hier die Möglichkeiten besser übersehen; er sandte Boten an Albert mit dem Versprechen, Livland solle wieder so frei werden, wie es früher gewesen. Damit begnügte sich Albert für jetzt, denn eine Aenderung der Bestimmungen, die zu Gunsten des Ordens früher getroffen waren, kam nicht zu Stande. Albert reiste selbst nach Reval, der Ordensmeister mit ihm. Andreas war sehr freundlich, wiederholte sein Versprechen, verlangte dafür aber ein Bündniß gegen Heiden und Russen, und daß der Orden in Saccala und Ungarnien die königlichen Rechte behielte, die geistlich sollten dem Bischöfe angehören.

Heinrich sagt wol, daß sie mit Freuden kehrten nach Livland. Aber es war anders. Wie konnte der Bischof zufrieden sein mit der neuen Stellung des Ordens. Was war aus seinem Geschöpfe geworden? Nicht nur ihm gleich an Besitz war er, sondern was das Schlimmste, durch die Annahme von Ungarnien und Saccala hatte er jeden Antheil an diesen Landschaften nicht nur der weltlichen Herrschaft des Bischöfs entzogen, ein offenbares Unrecht, da dieser sie hatte erobern helfen, sondern der Orden hatte sich und seinen Besitz desselben unter den Schutz eines mächtigen Nachbarn und Eroberers gestellt, der den Orden ja auch äußerlich von dem Gehorsame gegen den Bischof ganz löste. Albert war nicht froh. Mit einem gewissen Hohne wird freilich ein dänischer Ritter Gotschalk, den Waldemar während dieser Verhandlungen, der Versprechungen des Erzbischöfs unkundig, als seinen Vogt nach Riga gesandt hatte, nach Hause gesandt. Aber wie bitter die Stimmung der Bischöflichen gegen die vom Orden war, sehen wir, bei aller Behutsamkeit Heinrichs, — er stand unter dem Orden, — denn doch deutlich genug. Die Rigischen Bürger, sagt er, thaten sich zusammen mit den Kaufleuten und ihren Eiven und Letten, sie verbanden sich durch einen Eid, sowol gegen den König von Dänemark, wie gegen jeden andern Widersacher. Aber die Ordensbrüder ließen es nicht weiter gehen; nachdem sie etliche Kestete der Eiven in Segewolde eingesperrt hatten, verhielten sich die übrigen ruhig.

Die Nachbarn verstanden von diesen Mißthelligkeiten keinen Nutzen zu ziehen; wol fielen die Russen ein und belagerten Wenden, die Rigischen sandten keine Hilfe; die Feinde gingen dann aber auch

über die Na mit Sengen und Brennen in Treiden, und wo sie etwas übrig gelassen, da machten die Litthauer, die ihnen zugezogen, die Arbeit voll. Da zog der Meister Wolquin aus von Riga und der Ritter Bodo mit etlichen Pilgern, denn es waren wenige des Streites wegen im Lande; er hinderte die Feinde wieder über die Na in das Ordensgebiet (in partes suas) zu kommen, denn schon auf das erste Anzeichen eines bewaffneten Widerstandes zogen die Räuberschaaren ab. Die Litthauer erlitten noch durch des Bischofs Leute von Kokenhusen einen ansehnlichen Verlust; den Ordensbrüdern aber war die Zeit zu lang geworden und sie waren nach Riga zurückgekehrt. Daß der Ordensmeister mit dem Bischofe zusammen eine Botschaft nach Reval schickte, um die Auslieferung einiger deutschen Kaufleute zu verlangen, welche die Dänen in der Bieck aufgegriffen haben, möchte wol von geringerer Bedeutung sein, da der Orden einen gewissen Schutz über die Kaufleute ausübte und so auch hier wahrscheinlich unmittelbar betheiligt war. Er hält sich vielmehr ganz ruhig. Seine Esten, Liven und Letten vergelten unterdeß den Russen den Raubzug durch Einfälle in das Plescausche und Nowgorodische.

Zufrieden war aber Albert gewiß nicht. Wenn der Orden weniger verdrossen erscheint, so erklärt sich's leicht: er hatte, was er wollte, ein Besitzthum, wenn auch der Bischof sein Recht nicht anerkannte; in allen Schlössern Saccala's und Unganniens saß er mit seinen Knechten, und sie verwalteten die Vogteien, sammelten die Abgaben und verwehrten dem Bischofe seinen Antheil, besetzten dabei ihre Burgen, brachten Lebensmittel und Wurfmaschinen hinein. Sie wollten nach allen Seiten gerüstet sein. Denn was ist der Antheil des Bischofs? Etwa zwei Drittheil der Abgaben, darum hatten sie sich dem dänischen Könige nicht unterworfen. Es wird das Viertel des Behnten sein, welches sie ihm von den Ländern schuldig waren zu liefern, die er ihnen übergab, wahrlich ein geringer Theil und sie verloren dabei nicht viel. Auch Alberts Verhältniß zu Waldemar war noch nicht entschieden. Noch war die Freilassung Livlands nur eine Bittsage des Erzbischofs Andreas, und schon schritt Waldemar zu einer Unternehmung, welche ihn zum Herrn des Rigischen Meerbusens machen konnte; er bemächtigte sich der Insel Desel und begann den Bau einer steinernen Burg zum Zeichen, daß er die Insel nicht wieder aufgeben wolle, wie früher einmal. Der Graf Albert von Lauenburg, Waldemars Nefte, zum Vortheile des Bischofs früher

so thätig, war auch mit dem Könige, seinem Lehnsherrn. Da begab sich auch Albert dahin mit dem Ordensmeister und etlichen Brüdern und Vertretern der Livon und anderen. Der König nahm ihr Erscheinen freundlich auf, erinnerte an die Uebergabe Livlands und fand allgemeinen Widerstand; die Anwesenden baten, er möge das Land der heil. Jungfrau frei lassen. Eine Besprechung mit seinen Rätthen führte dann zur Bestätigung des Abkommens, welches Albert und der Ordensmeister mit Andreas von Lund in Reval geschlossen, und als thätiger Beweis der versprochenen Hilfe gegen die Russen wie gegen die Heiden blieb Alberts Bruder Theodorich und etliche Ordensritter mit der dänischen Besatzung in dem neuen Schlosse. Kaum waren die Mauern fertig, so eilte Waldemar nach Hause.

In einem Punkte, sahen wir, kam Albert immer nicht weiter: Saccala und Ungarnien blieben in der Gewalt des Ordens. Wiederum waren dem Bischöfe nur die geistlichen Rechte zugestanden, aber weder war ihm die Bieck zurück gegeben, noch waren die beiden Bischöfe des nördlichen Estlands unter ihn gestellt. Was bedeuteten die geistlichen Rechte über Saccala und Ungarnien wenn er den Bischof oder die andern Geistlichen, die er einsetzte, nicht einmal ausstatten konnte? Die Mittel dazu aber hatten ihm die Dänen und die Ritter genommen.

Auf Hilfe hatte Albert keine Aussicht; vergebens hatte er den Papst und den Kaiser angesprochen; verrätherische Hilfe, wie später ein Bischof sie suchte, verschmähet er, auch konnte er das Kreuz nicht predigen gegen den Orden. Was blieb ihm übrig als ruhig zu warten.

Da kamen die Ereignisse Schlag auf Schlag. Es wird wol schon gegen den Herbst 1222 gewesen sein, als Waldemar sein neues Schloß auf Desel verließ und nach Dänemark zurückfuhr. Kaum war er fort als die Deseler sich rings umher lagerten, dann an den Strand hinüberschickten und um Zugung baten. Nun hatten die Dänen ihren Leuten in Warbola, ganz nahe am Strande, eine von den Wurfmaschinen geschenkt, die Heinrich „Patherellen“ nennt: die Deseler besahen sie, fertigten in wenigen Tagen 17 nach dem Muster und gaben nun durch beständiges Werfen von Steinen in die neue Burg, die bis jetzt nur Mauern, keine Bedeckung von oben hatte, ihren Angriffen einen solchen Nachdruck, daß die Belagerten sich nicht zu lassen wußten und das Anerbieten der Deseler annahmen: sie erhielten freien Abzug mit ihrer Habe zu ihren Schiffen und fuhren nach

Reval, die Deseler aber behielten Geiseln, Dänen und Dietrich, Alberts Bruder, bis zur Anerkennung des Friedens, der die Freiheit der Insel festsetzte.

Hier sahen wir wieder: es bedurfte nur eines unbedeutenden Unfalles der Eroberer, um die ganze Bevölkerung gegen sie in die Waffen zu bringen. Die Nachricht von der Eroberung der steinernen Burg des dänischen Königs wie die Austreibung aller Christen verbreiteten die Deseler selbst so weit es gehen wollte durch das Land der Esten und der Liven mit der Aufforderung, ein Gleiches zu thun. Das Dänenschloß Reval zu erobern sei auch nicht schwer. Die Deseler werden nun die Lehrmeister in der Erbauung von Wurfmaschinen; so ging es durch Harrien, die Bieck, wo man Dänen fing, wurden sie gemordet; die Bierländer und Jerwer begünstigten sich sie nach Reval zu senden.

So weit traf die Bewegung nur die Dänen: der weitere Schritt war nach Saccala, und an einem Sonntag des neuen Jahres 1223 ward in Fellin alles was deutsch war, gemordet, dann im Palaßschlosse; in ihrer Wuth sollen die Saccalaner das Herz eines dänischen Vogtes von Jerwen gefressen haben. Von da gingen Boten nach Idempä und Dorpat mit den blutigen Schwertern und den Pferden und Kleidern der Gemordeten als Wahrzeichen: Sie begannen hier wie an den meisten Orten mit Ermordung des Vogtes; der Ordensgeistliche ward auf den fettesten Ochsen gesetzt „dieweil selbiger ebenso fett war“ und da die Götter den Ochsen vorzogen, so kam Bruder Hartwich mit einer großen Wunde davon, von der er geheilt ward.

Kurz also: der Orden hatte in Saccala, in Ungannien nichts übrig, die Dänen behaupteten sich nur in Reval; die Saccalaner ließen in Riga sagen: der Frieden sei ihnen lieb, Christen wollten sie aber nicht wieder werden so lange ein Knabe ein Jahr alt oder eine Elle hoch im Lande wäre. Auch erlangten sie, daß man ihnen gegen die gefangen gehaltenen Ordensbrüder und Kaufleute, ihre Kinder, die als Geiseln gehalten wurden, zurückstellte. Ein Bund mit den kenachbarten Russen führte geübte Streitkräfte in ihre Burgen Fellin und Dorpat, und die vorrätigen Waffen der Ritter boten ebenfalls einen erheblichen Vortheil.

Der einzige, welcher bis jetzt dabei gar keinen Schaden genommen, war der Bischof. Als der Orden seine Ketten gegen Ungannien losließ und sie das Land verheerten, litten sie von den Esten dasselbe,

der Orden aber vermochte nichts weiter als mit Raub und Mord Ungarnen zu durchziehen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Die Brüder erkannten ihre Schwäche: sie suchten Hilfe bei den Bischöflichen und den übrigen Deutschen und erhielten keine. Albert muß bestimmte Befehle hinterlassen haben, ehe er abreiste: die Worte, welche seine Vertreter gaben, zeigt ihn immer auf demselben Punkte; er will nicht mehr und nicht weniger als die ältesten Anträge ihnen bewilligten. „Wenn ihr der Kirche der heiligen Jungfrau und dem Rigischen Bischöfe ihr Drittheil in Estland überlassen wolltet und dem Bischöfe Hermann das seine freigeben und euch begnügen mit eurem Drittheile, so würde er euch helfen.“ Und die Brüder versprachen das. Auf der Stelle machten sich die Männer der Kirche mit den Rigischen und den Brüdern auf, streiften in gewohnter Weise bis Fellin und an die Pala mit Rauben, Brennen und Morden, richteten dann in Livland — zur Abschreckung? die Gefangenen hin. Und lobten den, der gelobet ist in Ewigkeit. Aber gewonnen war noch nichts, bis im Frühjahr des Jahres 1223 B. Bernhard eine ansehnliche Zahl Pilger aus Deutschland herbeiführte. Die hergestellte Einigkeit ließ die Quelle reichlicher fließen, und Waldemar auch, wenn er gewollt hätte, hinderte nicht, mehr; seit dem Mai d. J. war er in der Gefangenschaft des Grafen Heinrich v. Schwerin und wohin der ihn brachte.

Alberts glücklichste Zeit war gekommen. Noch kam er selbst nicht. Noch einmal, — es ist sein letztes Mal so weit wir wissen, — ließ er den Kreuzesruf in Deutschland erklingen; und sein Stellvertreter Bernhard, selbst in jüngeren Tagen ein tapferer Degen, auch als solcher in Livland schon bekannt, ließ die Esten und Russen nicht weit vordringen: eine bedeutende Niederlage an der Jmer warf die Feinde nach Estland zurück; aber Bernhard ließ nicht ab, bis von allen Seiten alle sich von Neuem gesammelt hatten: Mannen der Kirche, Ordensbrüder, Liven und Letten, Pilger und Kaufleute; zu Schiffe, zu Fuß und zu Pferde versammeln sie sich, 8000 Mann stark gegen Fellin, und trotz der Wurfmaschine, die die Feinde den Rittern abgenommen, war in 14 Tagen die Sache abgemacht. Am 1. Aug. hatte die Belagerung begonnen, am 15. Aug. ergab sich Fellin auf Gnade und Ungnade: die Russen wurden aufgehängt, die Esten geschont und in ihre Dörfer entlassen, Pala ergab sich ohne Widerstand. 20,000 Nowgoroder und Pleskauer, auf dem Zuge gegen Riga,

kehrten um, belagerten Reval 4 Wochen mit deutschen Künsten (secundum artem Teutonicorum) und als es sich nicht ergab, zogen sie sich zurück, indem ihr Anführer Wiesecka, dem ehemaligen Fürsten von Kokenhusen, Geld, Mannschaft und den Befehl in Dorpat übergab mit dem Auftrage seine Herrschaft auszudehnen soweit er könnte.

Unterdessen hatten die Ordensbrüder die Zerwenischen gestraft für ihre fortgesetzten Angriffe auf die Dänen; sie mögen es auch gewesen sein, welche bewirkten, daß die beabsichtigte Belagerung von Dorpat zu Weihnachten 1223 aufgeschoben wurde, sie zogen statt dessen den Dänen zu Hilfe, die sich nicht einen Augenblick hatten erholen können. Ihr König war außer Stande ihnen zu helfen, aber auch der Orden litt wesentlich durch ihre Ohnmacht. Der Orden erfüllte darin seine Lehenspflicht, die Rigischen ihren Bund. Vier Burgen von Harrien wurden genommen und geplündert, die Menschen wurden den Dänen ausgeliefert.

So eben waren Albert und Hermann bei dem gefangenen Dänenkönige in Deutschland: er erlaubte was er nicht hindern konnte, Hermann's Reise nach Livland nicht bloß, sondern auch in sein Bisthum im Estenlande. Der König gestand eine Scheidung Estlands in Dänisches, Rigisches oder Deutsches zu: Diejenigen nun, welche auf letzteres Anspruch hatten, rüsteten sich eben zum letzten großen Schlage. Wie Reval sich allein behauptet hatte, gegen jeden der Angriffe, so hielten sich die Eingeborenen jetzt in Dorpat allein noch gegen die Deutschen.

Albert und Hermann kamen in Livland wieder an, ein so zahlreiches und angesehenes Gefolge von Pilgern hatten sie noch nie gehabt. Ehe sie den Angriff auf Dorpat begonnen, veranlaßten sie die genaueren Bestimmungen über die Theilung der Eroberungen:

Bischof Hermann erhielt Ungannien mit seinen Landschaften, dem Orden ward Saccala zu Theil,

der Rigischen Kirche und ihrem Bischofe wurde die Wied mit 7 Kylegunden zugewiesen.

Heinrich bemerkt ausdrücklich, daß die Esten der Wied und die Ungannien sich über ihr Loos freueten, von den Unterthanen des Ordens bemerkt er solche Freude und ihren Beweis nicht.

Dorpat war durch die Ritter selbst das festeste aller Schlösser des Estenlandes, das letzte Bollwerk der Empörer, der Rückhalt aller

Unzufriedenen, von einer russischen Besatzung vertheidigt, Einigkeit des Ordens mit dem Bischofe und den Pilgern besiegte jeden Widerstand; als ein Nowgorod'sches Heer der Burg zu Hilfe kam, war sie schon in den Händen der Deutschen.

Die Deseler entließen Albert's Bruder. Bierland und Serwen, sandten Pferde und andere Geschenke nach Riga an ihre Herrn (Dem Orden?) die Strand-Esten nahmen das Christenthum freiwillig wieder an, zahlten den Zins von 2 Jahren nach, auch die von Warbota aus Harrien meldeten sich mit Zins und Geschenken, aber die Rigt'schen entschieden nicht über sie, sondern nahmen nur die 7 Bezirke der Wieck in Besitz, über deren Besitz kein Zweifel war.

Hermann nahm Ungannien vollständig. Um Odempä her siedelte er weltliche Herrn, meist Verwandte an, und ernannte Priester. Dorpat war Sitz seines geistlichen Staates, in welchen er auch einen Bruder Katmar als Propst des Stiftes anbrachte. Der Orden ließ sich nieder in Saccala, besetzte Fellin, stellte Priester an, bestimmte ihr Einkommen an Korn und Anderem und empfing den Zehnten. Für den Schaden, den sie in Saccala und Ungannien während des Aufstandes erlitten; erhielten sie zu Saccala noch halb Wangga nebst Normegunde und Mocha. Ja es kam eine Theilung noch zum Vorschein, welche zeigt, daß der Orden nichts übersah, nichts vergaß. Erinnern wir uns, daß Thalibald's Söhne sich dem Bischofe unterworfen unter sehr günstigen Bedingungen. Da nun auch Gesandte von Nowgorod und Pskow in Riga waren, einen dauernden Frieden abzuschließen, so mußte diese Landschaft wieder vorkommen. Bei der Gelegenheit aber erlangte der Orden auch ein Drittheil, aber den Russen ward ihr alter Zins auch zuerkannt.

Bis hierher hat der verehrte Verfasser seine Arbeit fortgeführt. Er ward vor der Vollendung derselben durch den Tod überrascht*), der unsrer Gesellschaft eines seiner thätigsten Mitglieder, der Universität einen geistreichen und anregenden Dozenten, dem Gymnasio einen treuen in seiner Wirksamkeit reich gesegneten Lehrer entriß. Auch in weiteren Kreisen haben seine gelehrten Arbeiten die verdiente Anerkennung gefunden und wir hielten es für eine Pflicht der Pietät, diesem Hefte noch eine Arbeit einzuverleiben, die, wenn auch vor

*) Er starb am 3. Mai 1849; geboren war er zu Hameln am 14. Januar 1810.

ihrem eigentlichen Schlusse abgebrochen, doch in gewohnter Weise von dem sorgsamem Fleiße zeuget, mit welchem er die Quellen unsrer vaterländischen Geschichte erforschte, nicht minder von dem Scharfsinne, mit welchem er die oft unbedeutend erscheinenden einzelnen Angaben combinirte, und von der Klarheit und Lebendigkeit, mit welcher er darzustellen verstand. So möge denn dies Fragment, plöglich abgebrochen wie des theuren Verfassers thätiges Leben, als ein uns von seiner Hand hinterlassenes Denkmal, eine doppelte Theilnahme finden.

Ob es Jemand unternehmen wird, die letzten Jahre des Bischofs Albert von 1223 bis 1228, grade die Zeit, in welcher die Chronik Heinrichs des Letzten aufhört, und die weitere Gestaltung in dem Verhältnisse des Ordens der Schwerritter in Livland zu dem Bischofe von Riga in ähnlicher Weise zu bearbeiten, und so der obigen historischen Darstellung den erforderlichen Abschluß zu geben, mag vor der Hand dahingestellt bleiben. Noch tönt des Dahingeshiedenen Wort zu sehr in unsern Herzen wieder, als daß es sofort Jemand wagen möchte, in der Rede fortzufahren, in welcher der Tod ihn unterbrach. Daher nur noch einige erläuternde Anmerkungen zu vorstehendem Aufsatze, welche der selige Verfasser selbst hinzuzufügen für nöthig erachtete, und zu denen von andrer Hand nur Unerhebliches beigegeben ist.

Die Redaktion.

U n m e r k u n g e n.

ad 1) Vielleicht so: Heinrich berichtet (VI. 6) die Stiftung des Ordens im vierten Jahre Alberts; das wäre 1203. Aber die Erzählung schließt sich mit den Worten „zu derselben Zeit“ an Nachrichten, welche § 4 aus dem dritten Jahre Alberts 1202 nachholt, aber nicht wieder unmittelbar, sondern dazwischen steht § 5 eine im siebenten Jahre (IX. 7) beinahe wörtlich wiederholte Nachricht: die Stiftung des Klosters Dünamünde (S. Nicolaisburg) und die Ernennung des Cistercienser-Bruders Theodorich von Treiden zum Abte desselben. Mir ist aus der ganzen Chronik Heinrichs kein zweiter Fall der Art bekannt. Offenbar kann nur der eine Bericht richtig sein. Man könnte freilich an die Belehnung Conrads v. Meienborn mit Ykeskola und Daniels v. Bannerows mit Lennewarden erinnern, die in Alb. 3. 3 (V. 2) erzählt, erst im 3. 7 (§ 7. 11) vollzogen wird; aber bei dieser macht Heinrich den erforderlichen Unterschied und erinnert an die schon lange (jamdudum) geschene Belehnung; in der Zwischenzeit heißt Conrad auch Conradus de Ykeskola (X. 2), während bei Dünamünde eine solche

Rückweisung nicht stattfindet, und Theodorich zwar bei der ersten Erwähnung der Stiftung einfach, wie zuvor, Bruder Theodorich (frater Theodoricus) heißt (VII. 5. 6), VIII. 3 ganz gegen Heinrichs Gemohnheit, während doch dessen Sendung mit Caupo an Innocenz Ursache gewesen wäre, seine geistliche Würde nicht zu übersehen; wie er von der zweiten Erwähnung seiner Ernennung bis zu seiner Erhebung zum Bischofe über Estland (XV. 1) immer Abbas heißt: 1) per Abbatem Theodoricum, 2) Abbate causi perpendente, Abbati Dei providentia obvias, 3) factum Abbatis perpendebant Abbati. Remittitur Abbas cum Abbate. XI. 6 Abbatem Theodoricum — Abbas. Denkbar ist nur, daß Heinrich, während er an seiner Schrift arbeitete, über den Zeitpunkt besser belehrt, im sechsten Capitel (XIII. 4) die Gründung des Klosters und die Ernennung des Abtes nachträglich einschob, ohne den fratrem Theodoricum in nachfolgenden Stellen zu streichen und in einen Abbas zu verwandeln, und die zweite Ernennung zu streichen oder genauer zu bestimmen, wie es die eingeschobene Ergänzung oder Verbesserung gefordert hätte. Offenbar brachte Albert in diesem seinem siebenten Jahre Mönche mit. § 6. Dann würde aber nothwendig auch die Stiftung des Klosters Dünamünde, die Ernennung Theodorichs zum Abte und die Gründung des Ordens eben in das Jahr gehören, in welchem sie stehen: denn daß Heinrich im § 4 aus dem vierten S. Alberts zurückblickt in das dritte, hat seinen Grund darin: § 3 erwählen die Brüder vom Stifte in Riga den Bruder Alberts, Engelbert, zu ihrem Propste, weil er ebenfalls aus Segeberg war, wie Reinhard, der das Stift in Pleskola gegründet, welches Albert ein Jahr vorher nach Riga verlegt hatte. Warum nun aber des Klosters Dünamünde, ohnehin grammatisch ganz unverbunden, in denselben Zusammenhang des dritten Jahres gezogen werden sollte, sehe ich um so weniger, da das eodem tempore des § 6 und das deinde des § 7 einen regelrechten Fortgang der Erzählung andeutet. Ist aber wirklich § 5 ein späterer Nachtrag, so wäre es doch sonderbar, wenn Heinrich ihn, falls er in das dritte Jahr gehörte, nicht dort, sondern im vierten angebracht hätte. Kurz, Heinrich berichtet die Stiftung der Schwertbrüder im Jahr 1202, und ich hätte keine Mittel, zu beweisen, daß sie in einem anderen Jahre stattgefunden habe. Halten wir uns streng an die Ordnung in der Erzählung Heinrichs, so folgt: 1) Albert war nicht in Livland, als er den Orden stiftete, denn a. zuerst in seinem vierten Jahre wird erzählt, daß er mit den Pilgern, die nicht zum Schutze der Stadt zurückblieben, nach Deutschland reiste, b. das fünfte Jahr beginnt mit dem Berichte über seine Rückkehr aus Deutschland, und c. die Erzählung von der Stiftung des Klosters und des Ordens steht mitten inne. 2) Er stiftet den Orden mit dem Abte Theodorich. Wo war Theodorich damals? In seinem zweiten Jahre hatte ihn Albert nach Rom gesandt (IV. 6), wann er zurückkam, wird nicht berichtet, aber im vierten Jahre wird er (IV. 2) als einer der Brüder genannt, die in Livland unter Ordensregel lebten und im fünften Jahre (VII. 5) mit Caupo nach Rom gesandt. Was kann also das „mit dem Abte Bruder Theodorich bei der Stiftung des Ordens“ bedeuten? Ich glaube dieses: Theodorich hatte in Alberts Auftrage in Rom die schriftlichen Verhandlungen wegen

der Gründung Riga's und der Stiftung des Ordens geführt und die erforderlichen Schreiben ausgewirkt, denn daß er in wichtigen Angelegenheiten in Rom war, ergibt sich aus der dürftigen Erzählung. (IV. 6:) Das Verbot des Sengallerhafens ist die entschiedenste Hindeutung auf Gründung einer Stadt an einer anderen Stelle, wozu der vorhergehende § 5 hindeutet. Albert war damals in Deutschland, von dort sandte er Theodorich nach Rom, die Gründung Riga's erfolgte im nächsten 3. J. Alberts (1201). Die ersten Bürger kamen ein Jahr später (im 4. J. 1202), und damals auch die ersten Ordensritter. Eine Stadt hatte Albert gründen können ohne Bürger, indem der Platz verzeichnet und mit Graben und Wall eingeweiht wurde; auch konnte der Bischof zu seiner Wohnung, seiner Kirche den Grund legen; ausbrücklich sagt uns VI. 4, daß Albertus Episcopalem sedem et conventum regularium de Ykeskola in Rigam tertio suae consecrationis anno transtulit; bedurfte es mehr, um Heinrich sagen zu lassen: eadem aestate in campo spatioso Riga civitas aedificatur; ein Orden ist auch im Keime erst vorhanden mit dem Eintritte einiger Glieder, und dieses geschieht in gleichem Jahre, mit der Ankunft der ersten Bürger, Alberts J. 4 n. Chr. 1202 (VI. 6).

ad 2) sub obedientia sui Episcopi esse mandavit. *ibid.* Wie war es mit den andern Orden?

ad 3) —! —! Für die Hauptfrage ist die genauere Bestimmung dieser Theile überflüssig und das Theilungsdocument haben wir nicht.

ad 4) Das Königreich Geracie.

ad 5) Wir haben die Bestätigung des Papstes schon bei Gruber p. 128 No. X. an Albert und No. XI. an Volquin gerichtet, die erste Hälfte möchte kaum etwas Neues enthalten — — — — — aber es war ein früher von dem Bischof verworfener Punkt, den sie hier aufgesetzt hatten: *De terris, quas a modo extra Livoniam seu Lectiam (Lettiam) cum auxilio Dei dicti fratres acquirent, Rigensi Episcopo minime respondebunt, nec ipse de illis eos aliquatenus molestabit, sed cum Episcopis creandis ibidem quoque rectionabili modo vel observabunt quod apostolico sedi super hoc providerit statuendum.* — — — — —

Bei Dogiel Tom. V. p. 3. No. V. ist uns ex originali Sigill. 4. unter dem Titel *divisio Letthiae inter Episcopum Rigensem et Fratres militiae Christi* die Urkunde über die Theilung aufbewahrt vom B. Iso. von Werden, Philipp von Raseburg, Theodorich von Leal, Propst Johann und Bernhard, Abt in Dünamünde, in Abwesenheit Alberts zwischen dem Orden und den Brüdern u. Vertretern Alberts. Dogiels Jahreszahl 1213 ist unzulässig. — — — — — Diese Theilung scheint ebensowenig das ganze Lettenland zu umfassen, wie die frühere das ganze Livenland, obgleich es schwer sein möchte, das Einzelne genau nachzuweisen.

ad 6) Die Liven von Sattesele zogen sich in ihre Burg und sandten nach Kenewarden, Holm und Treiden und zu allen Liven und Letten, daß sie ihre Schlösser zu besetzen und sich, sobald sie die Kernte eingebracht, hineinzuziehen hätten. Daniel von Kenewarden, daselbst auch Advocat, nimmt

sämmtliche Häuptlinge gefangen und steckt ihr Schloß an; die Rigischen rasiren Holm, verbrennen Treiden. So blieben nur die von Sattesele übrig, hatten noch Zeit, sich in ihr Schloß zurückzuziehen und begannen den Kampf gegen den Ordensbruder von Engwalde. Albert will Frieden stiften, richtet nichts aus, sammelt seine Getreuen, sie ziehen in Thoreidam, obsident castrum idem Dabrelis, in quo fuerunt Livones apostantes, et non solum Livones Fratrum Militiae, sed et Livones Episcopi de alia parte Goiwe quorum princeps ac prior fuit Vesike. Also ist castrum Dabrelis nichts Anderes als Sattesele; noch einmal heißt es: Seniores de castro Dabrelis, qui remanserunt sane, nec non et Livonis Episcopi de alia parte Goiwe; dann wieder Livones de castro Dabrelis decimas solvunt annuuntim Livones vero Episcopi mensuram pro decima.

ad 7) Hier gehört Dog. No. VI. immutatio divisionis possessionum in Livonia. Ex orig. Unterschrift 1213. Sie nimmt ausdrücklich Beziehung auf den Vertrag, welchen die vier Bischöfe schlossen, und giebt die Theilung wohl mit mehr Ernst als die Diplomatie sonst als Motiv: quia rerum communitio plerumque materiam praebet seditioni.

ad 8) In ihre Burg Beverin, östlich am Burtnefssee. Denn wenn spätere Geschichtschreiber, z. B. Friebe, sie dem Russin zuschreiben, so ist es ein Irrthum, der aus Russins Anwesenheit daselbst pag. 58, 59. entstanden ist, aber durch pag. 56 § 6 hinreichend widerlegt wird. [Sollten die Isländischen Talente vielleicht denen an Gewicht gleich gewesen sein, die Liv. 38, 38 erwähnt werden?] (S.)

ad 9) Das Leale, zu welchem die Angreifer an Fellin vorbeikam, das castrum Lembiti de Saccalen, ist natürlich nicht das Leal in der Bieck, welches XXIV. 3. erwähnt wird und noch unter diesem Namen besteht, sondern so viel als castrum ad Palam, welches als zweite wichtige Burg von Saccala öfter erwähnt wird, kurz das heutige Oberpahlen, vergleiche 21. 5. Lembiti villa ad Palam, ebendas. § 2, pag 118 et resederunt apud Palam in Saccala. Quorum princeps ac senior perfidus Lembitus.

ad 10) Гаупос Tod, sein Sohn und Schwiegersohn vor ihm: divisio primo bonis suis omnibus Ecclesiis. p. 119.

ad 11) Terwitene, oder mit Th, aber nicht Thernetene, wie in unferem Texte steht (vergl. die Urkunden im Index). — — — — —

[Auch in dem vortrefflichen historischen Hand-Atlas von Sprunner, auf den die Leser dieses Auffages rüchichtlich des Auffindens der vorkommenden Ortsnamen zu verweisen sind, findet sich Karte 22. neben Mesothene Thernetene, aber mit einem (?). — Ein Beweis sorgfältiger Arbeit!] (S.)

Auch das Flüsschen Tebrwitte weist auf den richtigen Namen Terwitene. ad 12) Heinrich weiß die Titel nicht anders zu geben. Wolquin ist Magister, Berthold war es in Wenden, Rudolph in Segewolde, nach dem Tode Bertholds folgte dieser offenbar. Es ist also, was später Komthur genannt wird.

ad 13) Ein Versehen oder eine Gleichnamigkeit bringt hier XXIII. 7. auf der Gränze von Saccala in Wironia eine Revelensis provinc. zum

Vorschein, die jedenfalls mit der dänischen Butz und der umliegenden Gegend nichts zu thun hat. XXIV. 1. wird ein Castellum Riolo genannt, den Unganniern gehörend, gegen die Gränze von Bierland. Eine Aenderung von Rioloensis in Revelensis wäre leicht, aber da die Unganniern bei dem Angriffe auf Bierland selbst die ihnen benachbarte Landschaft Puburn zugehörig erhalten (23. 7.), so ist an Riolo hier nicht zu denken. Aber Tabelensi wird sehr gut möglich mit Rücksicht auf 29, 7.

ad 14) Auch hier hat Namenähnliches zu einer Verwechslung geführt. Gruber pag. 139. Anm. n) hält Warbola für das heutige Werpel in der Wied. Aber Heinrich hat ein ganz anderes im Sinne. XV. 8. zieht der König von Nowgorod durch Wagga nach Järwen, durch Järwen nach Harrien und belagert castrum Warbole. Hier pag. 139 (23. 9) besetzten die Deutschen und ihre Verbündeten Harrien von allen Seiten und da bieten die Warbolarer Geißeln, und immer im Folgenden ist von diesen Geißeln als Harriern die Rede. Mit Recht zieht es Hüeck nach Harrien (Verhandl. I. 1. S. 54. No. 7.) im Kirchspiel Nissi auf der Gränze des Gutes Poll.

ad 15) Gruber meint, Albert habe den König nicht verlegen wollen und deshalb seinen Bruder zum Bischof von Reale ernannt. Erstens heißt es hier ohne Weiteres, wie vom Theodorich, daß Albert ihn ernannte und weihen ließ als Episcopus in Esthoniäm, ohne weitere Beschränkung; auf den Sitz kommt dabei weniger an. Zweitens galt Hermann für Albert als Nachfolger Theodorichs, wie Wesselin für Walbemar u. a., zeigt der Zusammenhang deutlich, um welchen Punkt es sich handelt, und daß beide das Feindselige der Handlung sogleich erkennen. Albert sendet seine Boten nicht zu Schiffe, sondern über Kurland und Samland, und Walbemar läßt den neuen Bischof nach Ewland nicht durch, bis er sich dem Könige zu unterwerfen verspricht, offenbar als weltlichem Herrn — so hatte es Theodorich auch gemacht, aber erreichte sein Ziel nicht. Sonst hätte Albert sich wohl nicht zufrieden gegeben.

ad 16) Albert und Theodorich.

ad 17) Wie es auch mit den von Kruse (Verhandl. I. Bb. 2. u. 4. Heft) für acht anerkannten Urkunden sich verhalten mag; Heinrich der Letzte selbst enthält Spuren einer früheren Christianisirung Estlands ganz unläugbar.

ad 18) Heinrich bemerkt (1225) pag. 172, es gebe jetzt fünf Bisthümer bis Reval, und Gruber zählt auf: 1) Riga, 2) Real, später Desele, 3) (Mesothen) Selburg, 4) Dorpat, 5) Reval (oder an dessen Statt vielleicht Wilten). Von Wilten kann hier nicht die Rede sein, aber auch Reval muß gestrichen werden, an dessen Stelle tritt dieses Bisthum von Bierland und Järwen. [Sollte indes nicht dieses Bisthum als die Grundlage des späteren Bisthumes Reval angesehen werden können, da es vor dem Angriffe Alberts doch wohl auf die sieben Rylogunden in der Wied beschränkt wurde?] (S.)

II.

Ueber den Charakter der Estnischen Mythologie.

Eine Skizze vom Dr. Fr. N. Kreuzwald.

Vom gegenwärtigen Standpunkte historischer Forschung dringen allmählig mehr Lichtstrahlen in der Vergangenheit dunkle Gefilde und wo die Umrisse eines alten Bildes irgend sichtbar werden, begnügt man sich nicht allein mit dem antiquarischen Funde, sondern ist auch zugleich bemüht aus den verwitterten, halb verblichenen Zügen die ursprüngliche Gestalt zu enträthseln und nach der gewonnenen Idee möglichst genau wieder herzustellen. Es werden der Vorzeit Gräfte geöffnet, um aus den darin vorgefundenen Ueberbleibseln alte längst vermoderte Gestalten nachzuweisen, die einst unsere Fluren belebten. Der wissenschaftlich genährten geistigen Macht ist es gelungen, aus den Behausungen des Todes anschauliche Bilder früheren Lebens hervorzurufen. Mögen immerhin manche Theile in diesen künstlich zusammengesetzten Figuren verzeichnet erscheinen, manche aus der Stirnhaut geformte Nase nicht ganz zu dem Gesichte passen, wo sie gegenwärtig steht, — wodurch den Spöttern Spielraum geboten wird, ihre sarkastischen Witzeleien zur Belustigung des großen Haufens auf den Markt zu tragen, so wird doch Niemand, der die Schwierigkeiten zu schätzen versteht, die Verdienste der Männer, welche sich dieser mühsamen Arbeit unterzogen, wo die dankbare Nachwelt des

Forschers Verdiensten ihre gebührende Gerechtigkeit willfahren, und wo des Spötters Name entweder längst vergessen sein oder höchstens als eine werthlose antiquarische Curiosität belächelt werden wird. — Hätte man sich ein Jahrhundert früher an die Lösung dieser Aufgabe gemacht, wir wären jetzt um Vieles weiter in der Kenntniß unserer Vorzeit und könnten — anstatt fundamentale Bruchstücke zu sammeln — frisch am begonnenen Werke fortbauen. In der Voraussetzung, daß den künftigen Baumeistern durch Anhäufung des unbedeutendsten Materials ein kleiner Dienst erwiesen werde, sollen in vorliegender Skizze einige Sandkörner niedergelegt werden, die, gehörig ausgehebt, vielleicht einst zur Bereitung des Mörtels Anwendung finden, mit dem das aus Schutt und Trümmern aufgeführte Gebäude seine Fugen auskitten wird. Versuchsweise sollen hier einige Ideen über das bis jetzt so wenig cultivirte Feld der Estnischen Mythologie entwickelt und aus den auf uns gekommenen Spuren nachgewiesen werden, wie der Charakter dieser Götterlehre könne beschaffen gewesen sein. Weit entfernt davon, eine wissenschaftliche Abhandlung schreiben zu wollen, habe ich den eingeschlagenen Untersuchungsweg, der mich auf diese Resultate geführt, bei einer früheren Gelegenheit angegeben. (Vergl. „Beitrag zur Mythologie der Esten“ Inland 1838 Nr. 9.)

Von der Götterlehre des alten Estenvolkes haben sich kaum einige Spuren erhalten. Die Verkünder der Christlichen Lehre mußten vor allen Dingen die religiösen Gebräuche des Heidenthums bei der von ihnen unterjochten Nation mit eiserner Hand zertrümmern, bevor sie auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf rechnen durften, ihres Gottes neuen Tempel auf dem blutrauchenden, fremden Boden zu begründen, wo noch so viele vulcanische Elemente in der Tiefe fortglühten, die nur eines Impulses bedurften, um aus der blutigen Ausfaat neue Verderbens-Keime hervorzulocken. Denn „Glaube und Liebe sind stärker als das Schwert!“ — Diese von den Unterjochern in der Regel verkannte, in ihren Folgen bisweilen höchst unbequem werdende Wahrheit findet geschichtlich ihre Bestätigung auch bei den Esten. Die innige Anhänglichkeit eines Volkes an seine alten Götter, die Zeugen seiner Selbstständigkeit, Genossen seiner Freiheit, seiner Unabhängigkeit und seines Wohlstandes waren, ist schwer vertilgbar, und kann durch die äußere Gewalt allein nie besiegt werden; sie muß vielmehr durch eine allmählig sich entwickelnde innere Ueberzeugung und durch Erkenntniß der Vorzüge, welche die neue Lehre vor der

alten hat, aus freiem Antriebe überwunden werden *). Die barbarische Verbreitungsweise des Christenthums im Mittelalter durch die römisch-catholische Kirche, obzwar sie in Hrn. Oskar Kienig ihren warmen Vertreter gefunden! war nicht dazu geeignet, über heidnische Götzen einen vollkommenen Sieg zu erringen. Als nach langen und hartnäckigen Kämpfen und durch mehrfach erlittene Niederlagen der kriegerische Geist der Esten gebrochen, der von Lebenskraft erschöpfte Wunde Körper sich gezwungen in die Unvermeidlichkeit fügte, und mit der neuen Ueberzeugung zugleich die Lage der Unterwürfigkeit übernahm, da mußte die alte Götterlehre in den Hintergrund treten und endlich scheinbar verschwinden. Ich sage scheinbar, denn im Verborgenen flehte man gewiß noch lange nachher zu den ohnmächtigen Helfern und ward nicht müde zu hoffen: es werde dereinst die Erlösungstunde schlagen! Aber was der völligen Entnerung und Verknechtung in Jahrhunderten nicht gelang, dem Volke seine alten Erinnerungen zu vernichten, das hat eine methodische Verfinsternung in wenigen Jahren ausgeführt. Einigen Eifrigen war die Vollendung des großen Werkes vorbehalten, sie haben einen glänzenden Sieg errungen.

Aber gälte es für eine ausgemachte Wahrheit, daß von den Denkmälern des alten Estenvolkes außer seiner Muttersprache, keine Spur auf die Jetztwelt gekommen wäre, und alles Uebrige, was der heimathliche Boden in seinem Schooß verbirgt, fremden Nationen angehöre, die — weiß der Himmel aus welcher wunderlichen Grille — gerade dieses Fleckchen Landes am Ostsee-Strande zu ihrer letzten Ruhestätte wählten, und nachdem sie die andern Länder des Erdballs mit ihren glänzenden Heldenthaten beehrt hatten, endlich hierher eilten, um zu — sterben! ich sage, wäre dieses unumstößlich fest begründet, so dürften wir doch für eine unläugbare Wahrheit annehmen: daß bei einem Volke mit einer

*) Sehr treffend bemerkt Bulver über die Bekehrung der alten Sachsen: „Seit ihrer neuen Religion, welche, wenn sie sie auch ächt empfangen, nur sehr unvollkommen von ihnen verstanden wurde, behielten sie das ganze Heer heidnischen Unglaubens, das sich immer mit den hartnäckigsten Instinkten in der Menschenbrust zu verketten pfllegt.“ So war es gewiß auch bei den Esten. Spätere Anmerkung.

so kunstreich gebildeten Sprache, so tief gemüthlicher Poesie, wie die auf uns gekommenen Spuren satzsam beweisen, eine nicht minder großartig aufgefaßte und regelrecht aufgebaute Götterlehre einst existirt haben müße *). Der Jahrhunderte lang in Untervürftigkeit Gewesene, kann uns unmöglich ein richtiges Bild von den intellectuellen Fähigkeiten seiner Vorfahren liefern. Eben so wenig dürfen wir von der Dürftigkeit der vorhandenen Nachrichten auf die Dürftigkeit der Mythologie schließen, vielmehr können wir annehmen, daß der großartige kräftige Charakter des Nordens auch seinen Typus über die Religion seiner Bewohner ausgebreitet habe. Wer vermochte seinem Einflusse sich zu entziehen?

Was die Verfasser unserer mageren Annalen betrifft, so waren sie gewiß am allerwenigsten befähigt in das eigentliche Volksleben der Esten, geschweige in das religiöse Heiligthum derselben einzudringen, weil das Volk seine köstlichsten Ueberbleibsel jedem profanen Auge sorgfältig verbarg und des Beobachters gehässiger Name „Saks“ allein genügend war, jedes nähere Verständniß zu untergraben. Bei dem frühesten vermeintlich eingebornen Chronisten, Heinrich dem Letzten, hatte die damalige Art der Erziehung das geistige Auge getrübt, daher konnte er weder von seinem, noch dem benachbarten Volke irgend eine derartige Nachricht liefern, auf deren Zuverlässigkeit man bauen konnte. — Im Volke gab es keine Schriftkundige und selbst die mündliche Ueberlieferung religiöser Mythen mußte mit größter Vorsicht betrieben werden, da man allenthalben auf Schwierigkeiten stieß und öffentlich das Gepräge der neuen Lehre zur Schau tragen mußte. Was daher später dem fremden Beobachter hie und da zufällig sichtbar ward, das verstand er entweder nicht zu würdigen, oder er nahm es in seiner Befangenheit und groben Unwissenheit gleich für einen Teufels = Spuk, und der Teufel ist schnell bei der Hand, wenn man etwas nicht erklären kann, oder wo es um

*) Es liegt hierin durchaus kein Widerspruch, wenn wir von einer andern Seite gezwungen werden, große mechanische Kunstfertigkeiten diesem Urvolke abzusprechen, dessen größte Künstler gewiß seine Waffenschmiede waren, die vielleicht von den Unterirdischen „ma = allused“ dieses Geschäft ererbten. Die in den Grabhügeln vorgefundenen Aschenurnen zeigen die Töpferarbeit in ihrer zartesten Kindheit.

Aufrechterhaltung gewisser Prinzipien handelt. Ungeachtet dieser angeführten Schwierigkeiten hatten sich doch viele heidnische Gebräuche durch Jahrhunderte erhalten und was Manchen noch wunderbarer erscheinen mag, ein Theil der alten heidnischen Vorstellungen ging ohne daß man's im entferntesten nur ahnete, in den römisch-catholischen Cultus über. Später werden wir sehen, ob die Erben der römisch-catholischen Kirche darin glücklicher waren. Das fatale „kirkojaks“ mußte auch zum Hemmschuh an der erhabenen Christuslehre werden, während die oben erwähnte Tendenz noch tiefer den Boden aufwühlte.

Läßt sich nun aus den vorhandenen dürftigen Fragmenten auch kein vollständiges Ganzes zusammenfügen, so können wir doch mit Hilfe derselben und bei umsichtiger Benützung der Mythologie benachbarter stammverwandter Völker uns ein Bild in flüchtigen Umrissen davon entwerfen. Dieses soll in vorliegender Skizze mit dem Wunsche geschehen, daß eine geschicktere Meisterhand recht bald sich des gegebenen Stoffes bemächtige, aus der Federzeichnung ein Gemälde zu schaffen, welches den Anforderungen der Kenner und Kunstfreunde genüge.

Die einander entgegengesetzten Pole des Südens und Nordens unterscheiden sich nicht bloß durch Verschiedenheit ihrer Temperatur, durch eigenthümliche Hervorbringung von Pflanzen und Thieren, sondern insbesondere durch den charakteristischen Einfluß auf die psychischen Fähigkeiten der Menschen. Bei den Bewohnern der südlicheren Zone finden wir in der Regel das Vorwalten einer mehr plastischen Phantasie, welche die Eindrücke rasch empfängt, vielfach gestaltet und eben so schnell wieder fahren läßt, um — neue Eindrücke aufzunehmen; dagegen tritt die imaginaire Thätigkeit bei den Bewohnern des Nordens weit schwerfälliger und einförmiger auf, ist aber desto kräftiger, die Gestaltungen erscheinen zwar minder mannigfaltig, jedoch ist ihr Eindruck dauernder; die starren Formen des Eises sind hier überall vorwaltend. Die Phantasie des Südländers ist ein schöner Sommerstraum, ein in bunter Farbenpracht glänzender Schmetterling; die des Nordländers gleicht dagegen des Winters einförmig schneebedeckter Flur, worauf der nächtlich sterngeschmückte, mondbeglänzte Horizont unverändert niederschaut und nur ein zeitweiliges Nordlicht sein feuriges Purpur ausstrahlt, aber dieser Eindruck ist so gewaltig, daß er sich in des Menschen Brust in seiner ganzen Erhabenheit eingräbt.

Wer das großartige Schauspiel einmal sah, vergißt es nicht wieder, der geistig absorbirte Eindruck geht auf die Vorstellungen über und diese werden mehr oder weniger dem aufgenommenen Bilde gleichen. Wenn endlich nach mondenlanger Gefangenschaft des Frühlings belebender Sonnenblick die gigantischen Schnee- und Eismassen überwälzt, da tritt auch der Bewohner aus seiner rauchgeschwärzten Hütte, sucht seine kriegerischen Waffen hervor und eilt — die Frist des kurzen Sommers benutzend — auf neue Abenteuer und Gefahren aus, bis er im Spätherbst siegbeladen wieder heimkehrt und am traulichen Feuerheerd, im Kreise der Seinen, von seinen überstandenen Kämpfen und Erlebnissen in fernen Ländern Bericht erstattet. Das Rauhe der Heimath und die kühnen Wagnisse in der Fremde gehen während der Erzählung auf die Vorstellung der Zuhörer über, der nächtliche Traum hängt mit den empfangenen Eindrücken zusammen, und ihrer gemäß muß sich auch das Bild von der unsichtbaren Welt in der Phantasie gestalten.

Der Charakter der Estnischen Mythologie war demnach, wie der der nordischen überhaupt, kein so raffinirter, idealer, weicher wie z. B. bei den Griechen, sondern mehr ein ernster, stiller, düsterer, dabei reich an Kraft und nicht ganz ohne gemüthliche Tiefe, wie solches Alles bei einem Küstenvolke sich ausbilden mußte, dessen kühner Unternehmungsgeist frühzeitig das unstätte trügliche Element beherrschen lernte, das wilde Meer zum Mitgenossen seiner Abenteuer erklor, auf schwachen gebrechlichen Fahrzeugen seine räuberischen Streifzüge bis auf weit gelegene Länder erstreckte, während in der Heimath tiefe Waldesnacht den mit Beute zurück gefehrten Kämpfen empfing und reißende Thiere der Wildniß seine nächsten Nachbarn waren. — Wenn die Phantasie des gebildeteren in üppiger Verweichlichung auf verfeinerten Sinnengenuss ausgehenden Griechen einen Eros und eine Aphrodito erfann, da verehrte der rauhe Sohn des Nordens zuerst die Kraft und schuf demgemäß seine mächtigen Göttergestalten nach dem Bilde eines wilden tapferen Kriegers, als: Donnerer, Wetter-, und Wellenbeherrscher, die selbst wieder als dienstbare Vasallen unter der Herrschaft eines Mächtigeren standen, dem die Begründung des Weltalls und Erschaffung des Riesengeschlechts zugeschrieben ward. Nächst diesen obersten und oberen Gottheiten gab es ein großes Heer untergeordneter Götter als: Erd-, Wasser- und Luftgeister, denen wiederum andere als: Haus-, Garten-, Feld- und Wiesenbeschirmer un-

than waren, und welche letztere die niedrigste oder dienende Classe des Geisterreichs bildete; — wir sehen also einen Fürsten-, Herren- und Bürgerstand von diesen Gottheiten vertreten. Selbst die Riesenöhne oder „Kallewi poead“ waren vollkommen im Stande einem südlichen Hercules die Spitze zu bieten, aber leider hat die Sage nur wenige Bruchstücke von ihren Thaten aufbewahrt. — Daß überhaupt Alles leben und Jedes insbesondere unter einem speciellen göttlichen Einflusse stehen mußte, ging ja schon aus dem Charakter des Polytheismus hervor. Nach den aus meinen bisherigen Untersuchungen gewonnenen Resultaten kann ich dem Fählmannschen aus der Schöpfungssage abstrahirten Monotheismus nicht beipflichten, es sei denn, daß der verehrte Herr Verfasser haltbarere Gründe für seine Ansicht beibrächte, die mich zum Niederlegen der Waffen nöthigten. Vor der Hand sei es erlaubt in dem Bilde des „wanä issa“, „wanä taat“ und „Zara“ nur die oberste Gottheit, einen Götter- und Menschenvater, anzunehmen. Betrachten wir die Sache etwas genauer, so liegt die Entkräftung der monotheistischen Ansicht schon in so fern in der Sage selbst, als die vom „Alten“ erschaffene Welt erst durch das Handwerk seiner Genossen ergänzt und vervollkommen werden mußte. Oder: wie stimmt das mit der Idee eines alleinigen und allmächtigen Gottes überein, wenn er zu dem Behufe Helden erschaffen mußte, um sich ihres Rathes, ihrer Kunst und ihrer Stärke zu bedienen? — Ein Gott, der in solchen Dingen fremder Beihilfe bedürfte, fühlte sich nicht vermögend und vollkommen genug, um die Kleinherrschaft der Welt mit seiner Hand zu lenken. — Ferner gehörten die necken dämonischen Wesen, von deren Macht ein kluger Sterblicher sich durch gewisse Kunstgriffe befreien konnte, sämmtlich der dienstthuenden Klasse des Götterreichs an, aber wir haben meines Wissens kein Beispiel in der Sage, wo der Born des Donnerers oder des Sturmgebieters durch menschliche Klugheit konnte abgewandt werden, man mußte vielmehr die Zuneigung dieser Machthaber durch Gebete und Opfer erflehen. In der Folge werden wir sehen, wie entschieden beim Kultus vier Gottheiten in den Vordergrund treten *).

*) Wenn — wie uns die Geschichte von andern Völkern lehrt — der Glaube an Polytheismus allmählig gelockert wurde, und man die Ohnmacht der Gottheiten einsehen lernte, so war immer eine philosophische Bildung vorgegangen, wie wir sie bei den alten Ostn nicht annehmen können, und

Dem rohen Naturmenschen wird jeder gewaltige Effect in der Natur, dessen Ursache ihm verborgen bleibt, als eine göttliche Erscheinung entgegen treten, jemebr solcher Erscheinungen er allmählig kennen lernt, desto weniger fühlt er sich im Stande denselben eine gemeinschaftliche Quelle zuzuweisen; das Großartige und Erhabene eines einzelnen solchen Schauspiels dünkt ihm eines selbstständigen Urhebers zu bedürfen. Der Sturm z. B., der die Krone der Eiche niederbeugt und die Föhre entwurzelt, kann etwa mit dem Wellenstürmer des Meeres verbrüderet aus einer Quelle entspringen, aber nothwendig muß der milde Abendhauch, der die Rose und des Mädchens Wange mit erfrischender Kühlung berührt, aus einem anderen freundlicheren Munde wehen. Der wilde Gott, dessen versengender Feuerstrahl unter zürnendem Donnergebrüll die feindliche Hütte verzehrt, oder mit seinen Schlossen die segenschwangeren Halme auf dem Acker zerschmettert, kann doch nicht mit jenem freundlich gesinnten in Einklang gebracht werden, der dem Boden Gras, Blumen und Kernhalme entlockt, die Aehre am Palm und die Beere an ihrem Stengel reift und den kleinen „Honigvögelein“ die Kunst lehrt aus Blüthenkelchen süßen Honig einzusammeln. — Gleichwie in einer geordneten Haushaltung Vater und Mutter, Söhne und Töchter, Knechte und Mägde zugleich ihre besondere Beschäftigung haben, und doch gemeinschaftlich — nach dem Willen des Hausvaters — alle zu einem Zwecke wirken, so mußte sich auch das ganze Göttergeschlecht je nach seinen individuellen Fähigkeiten und Gaben in die verschiedenen Functionen der Weltregierung theilen, damit Alles nach dem Plane des „Alten“ im gehörigen Gange erhalten werde. Des Sterblichen Bitte wandte sich immer an die zunächst theilhaftige Gottheit und mußte diejenigen besonders warm halten, deren Begünstigung sein Geschäft bedurfte.

Es ist von neueren Forschern der Mythologie bis zur völligen Gewißheit erhoben, daß beim Cultus aller heidnischen Völker und zu allen Zeiten gewisse den Göttern gewidmete Hauptfeste vorkamen, deren Feier fast immer in die jedesmalige Zeit der Sonnenwende fiel, daher in den mittleren und nördlicheren Himmelsstrichen nach dem regelmäßigen Typus der vier Jahreszeiten auch drei bis vier Haupt-

die Zweifelsucht ergriff einzelne Individuen. Ohne fremdes Zuthun, z. B. ohne Einwirkung des Christenthums, läßt sich kaum das Aufgehen des Polytheismus in Monotheismus denken.

festen existirten, nämlich: 1) ein Fest des Sterbens oder Hinwinkens, 2) ein Fest des Wiedererwachens, 3) ein Fest der Freude und endlich 4) ein Dankfest für empfangene Jahrespenden. Diese vier Hauptfeste des Jahres lassen sich auch bei den alten Esten ganz genau nachweisen, da ihre Spuren noch nicht völlig erloschen sind.

Fangen wir unsere Betrachtung mit dem Sterbefeste, so fiel dasselbe in die Zeit des Winter-Solstitiums, ungefähr vier Tage vor unserer Weihnacht. Die Feier dauerte neun Tage und bedeutete ein wahres Trauer- und Todtenfest, indem überall während dieser Zeit „ingede aeg“ d. h. Seelenzeit, die größte Ruhe und Stille herrschen mußte, und wo am Abend des ersten Festtages die Seelen der Verstorbenen Freunde und Verwandten mit einem splendiden Gastmahl bewirthet wurden, der Fußboden war mit Stroh belegt*), damit ein zufällig fallender Körper kein schallendes Geräusch verursache. Während der ganzen Festzeit durfte keine geräuschvolle Arbeit vorgenommen werden, man schlich auf den Beinen und vermied selbst lautes Sprechen. Die verwaltende Herrschaft der langen Winternächte umhüllte das Fest gleichsam mit ihrem weiten Trauermantel, der flüchtige Sonnenblick des kurzen Decembertages vermochte kaum einen Sterblichen zu erblicken, die meist in ihren Wohnungen verborgen blieben. — Dieses Fest war dem alten Donnergotte „Kõo“ gewidmet, der aller Wahrscheinlichkeit nach den Beinamen „Jõu“ oder „Jõul“ geführt haben muß und neben seinem Donnerergeschäft vielleicht auch die Regierung des Todtenreichs zu verwalten hatte. Vor circa dreißig Jahren wurden, wie ich bei einer andern Gelegenheit erzählt habe, die sogenannten „Jão- oder Jõu-Abende“ in Strandwienland und Mentacken noch ziemlich allgemein gefeiert, und es giebt Leute, die noch heutiges Tages dieser heidnischen Sitte huldigen, jedoch bei der größeren Zahl wird die „Jõu-Abend-Feier“ mit der Weihnachtsfeierlichkeit verbunden, ohne daß sie sich selbst darüber Rechenschaft geben können, woher diese oder

*) Die übliche Sitte des Stroheintragens am Weihnachtsabend, die der christliche Priester für fromme Nachahmung der Bethlehemitischen Krippe ansah, schrieb sich aus dem Heidenthum her; mit ihr verband sich eine zweite, die noch vor wenigen Jahren an vielen Orten Estlands gebräuchlich war und darin bestand, daß am heiligen Weihnachtsabend, wo Alles schlafen ging, ein gedeckter mit Speisen besetzter Tisch stehen blieb, angeblich: damit ein in der Nacht zufällig angekommener Gast gleich Trank und Speise vorfände. Das war die alte Geistermahlzeit.

eine eigenthümliche Ceremonie entspringe. Die Bedeutung des alten heidnischen Todtenfestes läßt sich nur muthmaßlich bestimmen; die stille Feier scheint einem doppelten Zweck entsprochen zu haben. Die Seelen der Verstorbenen waren um diese Zeit zu einem kurzen Besuche in die vorige Heimath zurück gefehrt und wollten vielleicht in ernstern Betrachtungen ihres beschaulichen Lebens nicht gestört sein, oder der Lebenden kindliche Ehrfurcht und Hochachtung meinte ihnen diesen Besuchs der Liebe unaufgefordert zollen zu müssen, und machte sich daher zum freiwilligen Gesetze: die lieben Gäste durch kein Geräusch zu beunruhigen. — Mit dieser zarten Rücksicht gegen die Verstorbenen verbindet man mit dieser Feierlichkeit noch einen andern wichtigen Zweck, indem man dem zürneuden Donnergotte seine Hulbigung darbrachte, ihn flehend, den nächsten Sommer mit schweren Gewittern zu verschonen! Durch die von Zeit zu Zeit auf Urlaub abgelassenen Verstorbenen scheint eine mittelbare Verbindung zwischen dem Schattenreichsbeherrscher und den Sterblichen Statt gefunden zu haben, ersterer konnte durch seine zurückkehrenden Vasallen mündliche Nachrichten über die Erdenbewohner einziehen u. Wie sich leicht denken läßt, konnte bei sorgfältigster Bewachung seines Thuns das Volk während der Joul-Feier nicht jedes Geräusch verhüten, es entstand hie und da etwas Lärm, und daher verging wohl auch kein Sommer ohne Gewitter, weil die Strafe nicht ausbleiben konnte und Götter mit sich nicht spaßen lassen.

Das zweite Jahresfest war ein Fest des fröhlichen Erwachens in der Natur, die nach dem gepflogenen Winterschlaf wieder anfangen sich zu regen und zu beleben. Dieses um die Zeit des Frühlings-Aequinoctiums gefeierte und dem Gotte „Ukko“ gewidmete Fest war dem Ackerbautreibenden wie dem Seemann gleich wichtig, indem die genannte Gottheit die Herrschaft über Witterung — Sonnenschein, Sturm und Regen — in seinen Händen hatte, mithin Wachsthum und Fruchtbarkeit im weitesten Sinne beförderte *). Indem dieses

*) Bei dieser Gottheit müssen wir uns etwas länger verweilen, und es sei erlaubt zu bemerken, wie Jabrelang fortgesetzte Nachforschungen mich endlich in den Stand setzten: aus den Festgebräuchen die Bedeutung des Gottes kennen zu lernen. Ukko's Verehrung war in den beiden ersten Decennien dieses Jahrhunderts in manchen Orten Est- und Livlands noch sehr im Gange, aber meine irrige Vorstellung, die unter dem oft gehörten Ausdruck „ukko-

Fest von Seiten der Weiber mit eigenthümlichen Ceremonien und einem Ehrentrunke begangen wurde, so lag darin gewiß der Sinn: daß des Weibes Schooß gleich dem der Erde zur Entwicklung und Fortpflanzung der Keime bestimmt unter gemeinschaftlichem Einflusse stehen müsse. — Die Festfeierlichkeit soll auf folgende Weise begangen worden sein. Nachdem am Vorabend die Zubereitung von Speisen und Getränken vollendet, ward in der Klete ein Tisch gedeckt, der „Ukko-wa“ d. h. Ukko's Opferpaudel auf den Tisch gehoben und rund herum mit Speisen und Getränken besetzt, unter den ersteren durfte keine Gabe des Jahres fehlen, daher: Fleisch, Butter, Fische, Brod, Kuchen, Grütze und Scharbenhonig als Repräsentanten paradirten. Dann that der Hausvater von jeglicher Saat des Getreides einige Körner in eine kleine Borkschaale, hob den Deckel von Ukko's Paudel, that die Borkschaale hinein und schloß den Paudel wieder zu. In einem bezüglichlichen Liede heißt es:

Ukko-wakkale waoma,
Kane alla kerkimaie,
Wodu (?) kaiso paisomaie*).

Unfruchtbare Weiber wurden zur Nacht bei Ukko's Paudel in der Klete eingesperrt und mußten dort einer geheimen Ceremonie sich unterwerfen, welche vielleicht von einer Priesterin angegeben wurde. Am

wa“ ein gewöhnliches Wuchermaaß verstand, hinderte mich in die Mysteries tiefer einzudringen. Indem man für die heimatlichen Angelegenheiten keinen Sinn hat, wird häufig das zunächst Liegende von uns unbeachtet gelassen. Mehrere Jahre später hörte ich einmal bei Gelegenheit, als ein kinderloses Ehepaar in einer Klete sich eingeschlossen hatte, die Bemerkung machen: „Küt káiwad káskord náddalos Ukko-wakkab ohwerdamas, agga ei sa lapsi siiski!“ Diese Bemerkung bewies zur Genüge, daß es mit dem „Ukko wa“ eine andere Bewandniß haben müsse. Als mir darauf im Jahre 1837 die Mittheilung eines Ungenannten aus dem Fellinschen im „Inland“ zu Gesicht kam, fing ich meine Nachforschungen von Neuem an, sie wollten mich aber nicht zum Ziele führen, bis zuletzt die Mittheilung eines alten Esten aus dem Pleskauischen die Sache aufklärte.

*) Willi woob und wilja woodmist spricht man von einer guten segensreichen Ernte, damit muß das Wort Wodu im Zusammenhange stehen. In einem von A. Kn ü pfer mitgetheilten Gebete des Donnerprieesters lautet der Anfang „Woda Piker“ und Kn. übersetzt woda mit helde? — Sprachforscher mögen über die Richtigkeit dieser Uebersetzung entscheiden, ich muß sie bezweifeln.

folgenden Morgen verließ der Hausvater lange vor der Sonne sein nächtiges Lager und machte nüchtern*) einen Gang um die Grenzen seines Ackers; fand er daselbst Alles „wirastufeta“ — ohne Spurf (?), dann kehrte er fröhlich nach Hause zurück, rief sein Gesinde herbei, während die Hausfrau unterdessen Ukko's Paudel von der Tafel entfernt hatte, und nun ging es an die Mahlzeit — gleich den Kleinstädtern, wenn ein hoher Gast abgereist ist! — wo die vom Gott nachgelassenen Ueberbleibsel wohlgenuth verzehrt wurden. Nach dem Essen ward wacker gezechet, und namentlich mußten die Weiber an diesem Tage viel trinken, wodurch das Fest den Charakter eines wilden über die Grenzen des Anstandes gehenden Bacchanaliums erhielt. — Im späteren Christenthum gingen manche Gebräuche des Ukko-Festes auf den Mariä Verkündigungs-Tag über, und namentlich stammt aus dem Heidenthum die gegenwärtig noch übliche Sitte der Weiber, einander Mariens = Köthe zuzutrinken, damit sie das ganze Jahr hindurch frisch geröthete Wangen behalten.

Für „Ukko“ mußte in jedem Hause ein geweihtes Heiligthum conservirt werden, das in dem „Ukko-wak“ bestand, und ein aus Bork oder dünnem Holzsplint gefertigter mit einem Deckel versehener Paudel war. In diesem Paudel mußte jedesmal ein Stümpfchen Licht (weshalb und ob dasselbe jemals angezündet wurde, konnte ich nicht erfahren) vorhanden sein nebst verschiedenen Opfertagen, welche letztere aus kleinen Münzen und a miniature verfertigten Kleidungsstücken bestanden, wie solche Kinder für ihre Puppen anzufertigen pflegen; sie heißen „Ukko-anned“ d. h. Ukko's Gaben, und wurden theils am Ukko = Feste, theils bei einigen andern Veranlassungen hinein gethan. So brachte z. B. ein junges Weib an seinem Hochzeitstage, desgleichen wenn es das erste Kind geboren, regelmäßig eine Gabe dem Ukko zum Dankopfer dar. Drei Tage nach der Feier des Ukko = Festes nahm der Hausvater die Borkschale mit den Körnern aus dem Paudel heraus, sonderte dieselben und warf jegliche Gattung wieder in den Saatkasten an die frühere Stelle zurück, damit das Ganze des göttlichen Segens theilhaft werde.

Es mußte ferner jedes Dorf und einzelnes Streugesinde einen für Ukko geheiligten Opferstein haben, worauf im Frühling, nachdem

*) Sonst geht der Este nie nüchtern ins Freie, indem er die sonderbare Furcht hegt, als könne er von einem Vogel betrogen werden.

sämmtliche Saaten aufgegangen waren, und im Herbst nach vollbrachter Ernte Etwas zum Dankopfer gebracht wurde; desgleichen mußte, wer in seinem Hause ein Stück Vieh schlachtete, etwas von den Eingeweiden auf den Ukko-Stein tragen. Ich habe zwei solcher alten Opfersteine gesehen, den einen in Estland, den andern in einem Dorfe bei den Meskauschen Esten, welche letztere gewiß noch gegenwärtig heimlich dem Stein Opfer bringen, obgleich die Mehrzahl der Gäste am Johannis-Abend einem andern Stein zu Theil werden, auf den einst Christus gegessen haben soll! —

In so fern als die Witterung, sämmtlicher Segen der Felder, Wiesen und Heerden unter Ukko's Schutze standen, war er für den vorzüglich auf Viehzucht und Ackerbau angewiesenen Bewohner des Landes die wichtigste Gottheit, weshalb denn auch seine Verehrung am längsten und verbreitetsten sich erhalten hatte. Der Gott Ukko kommt auch bei andern Finnischen oder Eschudischen Stämmen vor*).

Das dritte Hauptfest des Jahres, der Freude und Wonne gewidmet und um die Zeit des Sommer-Solstitiums begangen, bildete die Krone unter des Nordländers Festen, dessen Feier mitten in die schönste Zeit des kurzen, wonnigen Sommers fiel, wo Koit und Ummarik Hand in Hand das ungetrübte Glück ihres ewigen Heilstandes vier Wochen allnächtlich vereint genießen, daß von ihrem freudestrahrenden Wangen der Himmel um Mitternacht röthlich wiederleuchtet. Dieses herrliche Sommerfest muß meines Erachtens dem Uktvater, „waña issa“ gewidmet gewesen sein, da wir weder Liebe noch für Freude eine besondere Gottheit nachweisen können, sondern diese beglückenden Gefühle des Menschen für unmittelbare Ausstrahlungen der obersten Gottheit betrachten müssen. Hinsichtlich des

*) Im Jahre 1813 oder 14 suchte ein Estnischer Bauer in Strand-Bierland um die Erlaubniß nach: sein Gefinde etwas entfernter vom Dorfe auf die Viehweide aufbauen zu dürfen, indem er mit den schlechten Dorfbewohnern, die alle noch „Ukko wakkad“ in ihren Häusern hätten, nicht zusammen wohnen möge. Fast um dieselbe Zeit fand ein streng reformirender Gutsverwalter in Fennern bei Hausdurchsuchungen fast in jedem Gefinde Ukko's Paudel vor, die er sammt ihrem Inhalte den Flammen überlieferte. Der ungenannte Berichterstatter aus dem Fellinschen erzählt vom Aufbewahren des Ukko-Paudels im Walde, aber diese Angabe beruht offenbar auf irrthümlicher Auffassung. Es wurden bisweilen Körbe in den Wipfeln der Bäume gehalten, die der „Lont“ füllen sollte.

bei der Feier obwaltenden Frohsinns und der Gemüthlichkeit läßt sich kein anmuthigeres Fest denken. Hier erschien Alles glücklich vereint, Kind und Greis, Jüngling, Jungfrau, Mann und Weib. Entfernte Freunde sahen sich oft nach jahrelanger Trennung einmal wieder, die kurze flüchtige Blüthezeit erinnerte an die Flüchtigkeit der Jugendjahre, es wurden eheliche Bande geschlossen, damit man zur Zeit der abnehmenden Kraft in seinen Kindern Stütze erlange; das alte Herz ward noch einmal vom Sonnenstrahl der Jugendlust durchbebt und an längst verfllossene Tage erinnert, wo es auch noch jung war; Methkannen schmeckten die Kunde, Blumensträuße bedeckten den Versammlungsplatz, Flammen loderten von den Hügeln und Gesänge — bald sehnsüchtig schwärmend, bald muthig und kampflustig — durchtönten mit festlichem Jubel die Stille der Nacht; Grillen und Nachtigallen bilden das Echo*).

Das vierte Jahresfest endlich zur Zeit des Herbst-Aequinoctiums gefeiert, war dem Kriegsgotte „Turris“ geheiligt, während zugleich dem Ukko ein Dankopfer für die Ernte dargebracht wurde. Dem Turris zu Ehren mußte ein Biegenbock unter eigenthümlicher Ceremonie geschlachtet werden. Die Feier währte eine Nacht, und sollen dabei die Thaten berühmter Vorfahren, namentlich der Helden, nebst andern wichtigen Sagen von den Alten der jüngeren Generation überliefert worden sein. Die Sitte des Bockschlachtens war zu Anfange dieses Jahrhunderts in Bierland noch üblich, auch existiren bruchstücklich Turris-Festlieder.

In obiger Skizze habe ich meine Ansicht über die alt-Estnische Götterlehre vorgetragen, sie mit gelehrten Citaten zu begleiten, welche weniger der Sache dienen als des Verfassers Belesenheit darstellen, konnte nicht in meinem Plan liegen. Dieser vor Jahren angefangenen

*) In wie weit der Estnische Urvater neben der Freude sich der Liebe angenommen, wage ich nicht zu entscheiden. Berücksichtigen wir aber das Klima, die Lebensweise und Beschäftigung der alten Esten und werfen dabei einen Blick auf andere heidnische Völker des Alterthums, wo das Weib überall die untergeordnete Rolle einer Dienenden spielt, so dürfste von einer solchen zarteren Neigung wohl kaum die Rede sein, wenn wir das unbestimmte Sehnen erwachender Pubertät nicht hierher rechnen wollen. — Zugegeben, daß bei den germanischen Völkern die Wiege des Familienlebens zu suchen sei, scheint mir doch erst durch die Civilisation des Christenthums das Weib aus den Fesseln der Sklaverei zu treten, wie denn alles häusliche Glück aus den Segnungen der Christus Lehre entspringt.

Arbeit waren ursprünglich weitere Grenzen gesteckt, die Zeit mangelte jedoch zur Ausführung, da entschloß ich mich zu dieser Skizze, welche der geneigte Leser mit gewohnter Nachsicht aufnehmen wolle. Möchte meine Ansicht recht viel Widerspruch erfahren, dieser aber dazu dienen: das Feld der Estnischen Mythologie von tüchtigern Kräften beleuchtet zu sehen. Dringt erst mehr Licht über das Ganze, dann wird man auch mit Leichtigkeit die Spur verfolgen können, wo des Wanderers Fuß beim nächtlichen Gange vom Pfad abirrte.

III.

Volksfagen und Traditionen aus dem eigentlichen Estlande, besonders aus Harrien und der Wieck.

Nach den Mittheilungen eines estnischen Altvaters,

Mit einer Einleitung, die estnischen Volksfagen überhaupt betreffend.

Vom Pastor J. Boubrig.

Die Volksfagen und Traditionen der Esten sind nur darum oft so unangemessen beurtheilt und so wenig nach Gebühr gewürdigt worden, weil man einige Umstände ganz aus der Acht gelassen hat, die doch allein geeignet sind, den Beurtheiler auf den richtigen Standpunkt zu stellen. Vor Allem muß man zwei große Hauptabtheilungen genau unterscheiden, unter welche sich alle derartigen Mittheilungen bringen lassen.

Die erste dieser Abtheilungen gehört ganz einem mythischen Zeitalter an, und ist mit so reichem poetischen Reiz des Inhalts und der Sprache ausgeschmückt, daß man deshalb an ihrer Richtigkeit

hat zweifeln wollen. Ja, man hat sogar offen die Vermuthung ausgesprochen, daß alle jene so ansprechenden Erzählungen vielleicht nur dichterische Producte der Jetztzeit seien, denen man nothdürftig ein angemessenes Gewand und die erforderliche locale Färbung gegeben habe, um das größere Publicum gewissermaßen durch sie zu mystificiren, und so auf Kosten der Wahrheit nicht nur einiges Aufsehen, sondern auch Erwartungen zu erregen, die bei späterer schärferer Kritik sich dennoch hätten als ungegründet erweisen müssen. Wir wollen das Unwürdige und am Ende doch immer Fruchtlöse einer solchen absichtlichen Täuschung — wenn sie überhaupt unter den vorwaltenden Verhältnissen möglich wäre — hier nicht weiter auseinander legen, da sich das Unhaltbare dieser Ansicht Jedem bei einigem Nachdenken von selbst aufdrängen muß. Aber wohl ist es nöthig, darauf in der Kürze hinzuweisen, weshalb Diejenigen, welche noch jetzt das Etenvöll täglich vor Augen haben, in der Regel nur sehr schwer dahin gebracht werden können, an die Richtigkeit seiner schönen und wunderbaren älteren Sagenschätze zu glauben. Die jetzige äußere Erscheinung der Nation und ihre gewöhnliche Ausdrucksweise steht nemlich in zu großem Abstände von jenen anmuthigen Anklängen aus längst entschwundener Vorzeit, als daß man geneigt sein sollte, auch diese ihr zuzutrauen; vielmehr scheinen die heutigen Eten viel zu stumpf, viel zu theilnahmlos, um nur auf eine Empfänglichkeit für so zarte Töne schließen zu lassen. Allein erstlich muß man nicht vergessen, daß der Ete in der Nähe der Städte, und namentlich Dorpats, wo ich Gegenwärtiges schreibe, ein ganz anderer ist, als der, der fern von dem städtischen Verkehre sich noch mehr in seiner ursprünglichen Rationalität erhalten hat. Ferner ist es ein großer Unterschied, wie er sich im Umgange mit den Deutschen, und wie er sich unter seinesgleichen benimmt. Gegen den Deutschen zeigt er, selbst bei mancher Freundlichkeit und persönlicher Zuneigung, doch immer große Zurückhaltung und ein gewisses Mißtrauen, das in jeder bedeutenderen Annäherung, in jedem Versuche zum tieferen Eindringen in seine Volksthümlichkeit und seine Rationalheiligthümer (zu denen er auch seine Sagen rechnet) sogleich irgend eine gefährliche Absicht, zum wenigsten doch etwas Bedenkliches sieht. Aber unter seinem Volke, unbelauscht von fremden Augen und Ohren, besonders in stiller Sommernacht, in der Waldeinsamkeit, wo die Genossen sich, traulich schwägend, um das Feuer der Nachthütung

lagern, da geht ihm Herz und Sinn auf, da frischet sich das Gedächtniß der Alten an, da wird aus dem treu bewahrten Vorrath vergangener Zeiten Erquickung für die wißbegierige Jugend hervorgeholt. Die träge Zunge wird beredt, und eine neue Sprache strömt über die Lippen, in höherem Aufschwunge Worte und Redeformen ergreifend, die das gewöhnliche Leben nicht kennt, ja kaum einmal ganz versteht. Das Auge glänzt von ungewohntem Feuer, die ganze Gestalt erhebt sich, steht voller und kräftiger da; es ist derselbe Efte und doch ein ganz anderer, vor dessen begeisterten Blicken Wagnemune mit seiner Harfe, Koit und Ammarik, und Tausend andere Geistergestalten der Vorzeit durch den dunkeln Wald und über seinen Gipfeln leuchtend dahinziehn. Wenn nun aber Zurückgezogenheit und Geheimniß diese Nächte decken, woher kommt denn doch dem Deutschen so manche Kenntniß der verborgenen Schätze, die dort hervortreten aus sorgfältig gehütetem Verwahrsam? — Leider ist es nur wenigen Auserwählten vergönnt, dort Zutritt zu finden, und auch diesen nur unter Entbehrungen und Aufopferungen, die nicht Jedermanns Sache sind, und die noch dazu ungemaine Geduld und Ausdauer erfordern. Die Hauptbedingung ist eine völlige Selbstverläugnung seiner Persönlichkeit und Nationalität, ein Herausstreiten aus seinen gewohnten Verhältnissen und ein kluges Annehmen ganz neuer, bis der beabsichtigte Zweck erreicht ist. Wer nicht von Jugend auf Sitte und Sprache der Eften so genau kennt, daß er es wagen darf, sich für einen der Ihrigen auszugeben, und sich im geringen Gewande, etwa eines Hofsdomestiken, unter sie zu mischen, und da sein Wort dazu gebend und ganz in ihre Denkweise eingehend, dem werden sich schwerlich ihre engeren Kreise dergestalt öffnen, daß er die geheimnißvollen Kunden des grauen Alterthumes in oben bezeichneter Art aus ihrem eignen Munde vernehmen kann. Nur überaus selten tritt der Fall ein, daß einzelne Eften einem Deutschen, der sich ihnen auf besondere Art werth gemacht hat und dem sie große Dankbarkeit schuldig zu sein glauben, auf freundliches Befragen Einiges aus dem Sagenvorrath der Nation dürftig mittheilen, ohne daß dieser eben ihre Waldnächte und Hüftungswachen zu theilen genöthigt wäre. Aber diese Mittheilungen sind sogleich ganz anderer Art; es fehlt ihnen der freie Aufschwung, der eigenthümliche Geist und der frische poetische Duft, der dort, den Erzählern selbst unbewußt, die Hörer entzückt und in mannigfache liebliche Träume einwiegt. — Erwägen

wir nun alles dies genauer, so sehen wir wohl ein, warum uns bis jetzt immer nur eine sehr spärliche Kenntniß jener durch so viele Generationen treu fortgepflanzten alten Volksfagen der estnischen Nation zu Theil geworden ist; — der Gleichgültigkeit nicht einmal zu erwähnen, mit der man früher manches Einzelne dieser Gattung, wo es einmal unerwartet aus der platten Alltäglichkeit auftauchte, als der Beachtung unwerth, vornehm bei Seite schob und es in Vergessenheit begrub. Auch hier gebührt vornehmlich Fählmann das Verdienst, zu richtigeren Ansichten geführt zu haben. Was sonst die Richtigkeit solcher Erzählungen betrifft, so geht sie dem unbefangenen Kritiker schon ganz unbestreitbar aus ihrer inneren Beschaffenheit hervor. Diese unbefangene Naivetät, diese stete Beibehaltung des nationalen Gepräges selbst bei dem höchsten Schwunge, den die Sage nimmt, lassen sich wohl in so genauer Verschmelzung nicht erkünsteln, ohne daß ein scharferes Auge die Spuren der künstlichen Mosaik hier und da entdeckte. Man verweise nicht etwa auf die bekannte Bernsteinerz und ihre seltsamen Fata. Denn an diesem in mancher Beziehung merkwürdigen Buche hat die Kritik keinesweges ihre schärfsten Waffen versucht, sondern vielmehr bona fide gleich von vorn herein zu viel als wahr angenommen; und in so fern sind wir Reithold doppelten Dank schuldig, daß er uns auf das Nöthige hingewiesen hat. Ein zweiter Grund der Richtigkeit jener Volksfagen ist aber unstreitig auch darin zu suchen, daß man sie, wenn man sie erst einmal kennt, durchaus überall unter dem besseren Theile des Volkstumes wiederfindet, sobald man darauf hindeutet, und daß sie von ihm mit besonderer Pietät als ein gemeinsamer Nationalschatz, ja als ein Nationalheiligthum angesehen werden. Noch mehr: — sie sind eigentlich alle nur Bruchstücke eines großen, zusammenhängenden National-Epos, das bis jetzt, ungemainer Schwierigkeiten und des großen Umfanges halber, der literarischen Welt noch nicht in seiner Vollständigkeit hat mitgetheilt werden können, das aber, wenn dies einst geschieht, sie gewiß in Verwunderung setzen wird. Es ist in (— sechs?) Tage getheilt, die seine Hauptabschnitte bilden, aber zugleich viele und höchst anziehende Episoden enthalten. Nicht so wild phantastisch umherschweifend, wie die finnische Kalevala-Sage, stellt es Alles übersichtlicher, zusammenhängender, und doch ungemein poetisch ansprechend vor Augen, und reißt durch seine vielfachen überraschenden Schönheiten ganz unwiderstehlich mit sich fort. Möchte

doch der leider fast im Uebermaß beschäftigte Dr. F ä h l m a n n , der Einzige vielleicht, dem dabei noch Alles zu Gebote steht, einmal die nöthige Muße finden können, die literarische Welt mit dieser merkwürdigen und bedeutsamen Gabe eben so sehr zu erfreuen, als zu verpflichten! — Aus dem Angeführten erklärt sich genügend die höhere, bilderreiche, vom Gewöhnlichen so sehr abweichende Sprache, in der die mythischen Estensagen vorgetragen werden; zugleich aber auch aus dem eigenthümlichen Gefühle, das den Esten während ihres Vortrages ergreift. Es weht ihn gleichsam der Geist entschwundener besserer Zeiten an; er ahnet, was sein Volk einst war, welche Stellung dasselbe unter den übrigen Völkern einnahm, was es in solcher vermochte und wirkte; und die Stimmen der Vergangenheit, die aus den Ueberlieferungen entfernter Jahrhunderte und Jahrtausende zu ihm herüberklingen, sagen ihm alsdann weit mehr, als wir zu glauben geneigt sind, indem wir alle solche Empfindungen in ihm für erloschen halten. Wer indessen den Esten recht genau kennt, der weiß gar wohl, daß sich zuweilen bei genügenden Anlässen auch schon im gewöhnlichen Leben die Anlage zur höheren, bilderreichen, gewählteren Sprache der Poesie veräthert und überraschend hervortritt: freilich auch, um bald nach ihrem Aufblitzen, einer erlöschenden Sternschnuppe gleich, wieder im Dunkeln zu verschwinden, als schämte sie sich der übereilten Profanation. Zweifelte demungeachtet noch immer Jemand an der Möglichkeit eines so dichterischen Schwunges der Sprache, wie er in den ältesten Volksagen sich zu unserer Verwunderung kund giebt, so mögen denn noch die Volkslieder der Esten, jene so unbezweifelt ächten Nationaldichtungen, deren wir überdem eine ansehnliche Menge besitzen, den Beweis dafür vervollständigen, daß dem Esten allerdings noch eine ganz andere Ausdrucksweise zu Gebote stehe, als die des gewöhnlichen Alltagslebens, und daß er mitunter für Scherz und Ernst gewähltere Rede wie Wortfügung aufzufinden wisse, wo bald heiter spielende Laune, bald wieder der Schmerz des Lebens ihn anregt. Aber wenn dem nun wirklich so ist, sagen Einige: warum giebt man uns denn nicht auch einmal einige seiner Ursagen in ihrer ursprünglichen Gestalt, in jener gewählteren Sprache des Esten selbst, wie sie alsdann so charakteristisch und energisch auftritt? — Ueber diesen Punkt wäre in der That gar viel zu sagen, und das Gesagte dennoch nur Denen ganz einleuchtend, die den Esten, sein Wesen und seine Verhältnisse vollkommen genau kennen, nicht aber bloß nach den Vorstellungen

urtheilen, die sie sich von ihm machen, und die selten mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Es genüge indessen für unsre Absicht an diesem Orte, mit Beziehung auf manches schon vorhin Ausgesprochene nur Folgendes bemerklich zu machen. Der Este selbst schreibt nicht, wenigstens nichts Größeres und Zusammenhängenderes, so lange er noch in seinen ursprünglichen Verhältnissen lebt. Bringt er irgend Etwas zu Papier, so ist es nicht nur überhaupt unbedeutend, sondern gewöhnlich so voll seltsamer (ja ganz unnatürlicher) orthographischer und sprachlicher Verstöße, und von so gezwungener Wort- und Satzfügung, daß man es nicht begreifen kann. Wenden sich seine Lebensumstände dergestalt, daß er schon eine etwas höhere Stufe der Bildung erreicht, so schreibt er vielleicht Einiges, aber in der Regel nichts Selbstständiges; er übersetzt, er arbeitet um, er wendet seinen Fleiß auf Verbreitung gottseliger Tractätchen, oder schreibt gar bei manchen Veranlassungen einen mystischen Unsinn zusammen, den er selbst eben so wenig wie irgend ein Anderer versteht. Seine Nationalsprache ist dann nicht mehr ächt; sie germanisirt, sie nimmt umgelente Wendungen, und hält beim Uebersetzen sich slavisch an ihre oft nur zu schlechten Originale. Sagen aus seiner eignen Vorzeit, aufzuzeichnen und mitzutheilen, ist ihm noch nie eingefallen. Theils vermag er das nicht, theils will und darf er es gewissermaßen nicht, weil ihm bald die genügende Kenntniß, bald die richtige Würdigung solcher Dinge fehlt, und überdem ein gewisser Aberglaube ihm verbietet, diese alten ehrwürdigen Ueberlieferungen für alle Welt aus Licht zu ziehn. Von den Esten selbst haben wir demnach in dieser Hinsicht nichts zu erwarten. Aber von den Deutschen? Wollen wir uns doch einmal an die Stelle eines solchen Begünstigten versetzen, wie wir ihn oben geschildert haben. Er sitzt im Kreise der Esten, wird als Einer der Ihrigen angesehen. Als solcher darf er wohl zuhören und aufmerksam sein, aber durchaus nichts aufschreiben, wenn es ihm auch möglich sein sollte, als Tachygraph der mündlichen schnellen Erzählung zu folgen. Er würde dadurch sogleich Mißtrauen erwecken und sich verrathen. Mit dem bloßen Gedächtnisse ist er nicht im Stande, jedes einzelne Wort der in vollem Strome dahin fließenden Rede aufzufassen und zu behalten. Es bleibt ihm demnach nichts übrig, als seine gespannte Aufmerksamkeit mehr auf den Inhalt des Vortrags zu richten, wobei denn allerdings manche einzelne Phrase, selbst mancher längere in ungewöhnlichem Style hervortretende Satz

sich ganz von selbst mit einprägt. So machen es ja die Wiedererzähler alter Volksfagen wohl in andern Ländern auch; nur mit dem Unterschiede, daß sie doch im Ganzen mehr Gleichförmiges vorfinden, an das sie sich halten können. Vermöchte auch wirklich ein Zuhörer eine estnische Sage im Volks-Idiom wiederzugeben, so wie er sie von Wort zu Wort vernommen hat, so wäre selbst damit nicht gar viel gewonnen. Denn, bleibt gleich der Hauptinhalt solcher Ursagen immer derselbe, so improvisirt der Erste doch den Vortrag derselben immer wieder auf neue Weise, so daß jede solche Erzählung, was den Ausdruck betrifft, bis auf einige bestimmte Formeln, gewöhnlich eine andre ist. Die Volkslieder der Esten haben schon mehr Stereotypes, welches sich überall gleich bleibt, oder doch nur in unbedeutenden Abweichungen variirt. Werden diese bedeutender, so bildet sich sogleich ein neues, wenn auch ähnliches Lied. Bei den Sagen fällt das Gebundensein des Wortes weg, und die Phantasie nimmt jedesmal, wie bei den Märchenerzählern der Orientalen, einen neuen Schwung, in freier Willkühr mit der Rede schaltend. Der Stoff bleibt also im Ganzen unveränderlich; seine Einkleidung dagegen ist immer das Werk einer neuen Improvisation, folglich von dieser Seite unzähliger Veränderungen fähig. Mithin könnte man von keiner wörtlichen Aufzeichnung eines solchen Vortrags behaupten, daß sie allein die ächte und wahre sei. Uebrigens möchte eine solche auch wohl nur für Wenige ein näheres Interesse haben, welches am Ende noch mehr dem Lexikon und der Grammatik der Sprache un- gut käme, als sich auf ein anderes Ziel richtete; und dem Esten selbst würde so etwas kaum einmal zu Gesicht kommen, auch, wenn es geschähe, in ihm gewiß ganz andre Empfindungen erwecken, als in uns auf unserm so verschiedenen Standpunkte.

Ueber eine andre Gattung der estnischen Volksfagen und Traditionen, die wir in die zweite Hauptabtheilung bringen müssen, habe ich mich schon zum Theil in Bd. I. Heft 2 dieser Verhandlungen von S. 79 an ausgesprochen. Sie gehören augenscheinlich einer späteren Zeit an, und knüpfen sich schon weit specieller an Locales und Historisches. Dabei entbehren sie fast gänzlich jenes höheren Zaubers der Poesie, der den älteren Sagen der Esten so viel Anziehendes verleiht, obgleich auch in ihnen manche Lichtblicke der Art keineswegs fehlen. Ferner häufen sie oft Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche auf eine Weise zusammen, die um so auffallender erscheint, als sie

doch bei ihrem geschichtlichen und örtlichen Hintergrunde meist auf ganz bestimmte Einzelheiten hinweisen, während ihre älteren Schwestern sich mehr an das Allgemeine halten. Auch werden sie nicht, gleich jenen, mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllt und möglichst vor der Profanation geborgen, sondern werden freier und unbesangener mitgetheilt, auch an Orten des größeren Verkehrs; z. B. bei den Versammlungen in den Krügen, sobald die anderweitige Vergnügung schon ihren Antheil erhalten hat, bei den winterlichen Abendarbeiten, bisweilen sogar in den Plauderstuben der Hofsdomestiken auf den Gütern, wenn sich ein kundiger Erzähler zu ihnen gefunden hat. Die Gegenwart eines Deutschen wird weniger ängstlich gescheut, und die Sprache, wenn sie gleich ebenfalls bisweilen manches Eigenthümliche hat, ist doch im Ganzen nie so gewählt und erhebt sich nie so in eine höhere Sphäre, wie bei den mythischen Ueberlieferungen aus der ältesten Vorzeit. Das Christliche ist in den Sagen zweiter Art zuweilen mit dem Heidnischen vermischt, der Glaube mit dem Aberglauben, die Weisheit mit der Thorheit. Sie stehen nach diesem Allen merklich im Nachtheil; allein dennoch thut man ihnen großes Unrecht, wenn man sie geringschätzt. Im Gegentheil muß man, bei reiferer Ueberlegung, auch den meisten von ihnen ihren nicht unbedeutenden Werth zugestehn. Dadurch, daß sie in der Regel der Gegenwart näher stehn, erhalten sie etwas eigenthümlich Ansprechendes und oft noch dem jetzt Bestehenden Verwandtes; sie greifen, so zu sagen, mehr in das jetzige Leben ein, als jene alten mythischen Darstellungen, in denen sich ein nicht mehr zu fassendes längst Entschwundenes abspiegelt, und nur schwach wie aus einer unerreichbaren Ferne in unser gegenwärtiges düstres Zeitalter herüberleuchtet. Es athmet aus den meisten von ihnen eine ganz eigne Frischeit und Lebendigkeit, oft verbunden mit überraschender Naivetät, mit origineller Laune, mit tiefer Ironie, ja wohl gar mit beißender und aufs Genaueste ihren Gegenstand fassender Satyre. Andere freilich sind ernster gehalten, und haben sogar nicht selten etwas Schwermüthiges und Düsteres, auf schwere folgenreiche Geschehnisse vergangener Zeiten, oder auf einst verübte große Unthaten hinweisend, deren Nachwehen lange und schmerzlich bald in einzelnen Familien, bald vom gesammten Volke empfunden wurden, und deren Andenken sich fest an vorhandene Denkmäler knüpft, die Nachkommen an die Sünden ihrer Voreltern zu mahnen, und aus jenen mit den Fluch

der Erniedrigung zu rechtfertigen, der auf dem späteren Geschlechte ruht. Sie stimmen die Zuhörer zu trübem Nachdenken, so wie die fröhlicheren Erzählungen meist zu ganz ausgelassener Freude, die alsdann auch bisweilen witzige Wortspiele und andere Ausbrüche heiterer Laune zu Tage fördert. So üben sie, wenn gleich nur für den Augenblick, bedeutenderen Einfluß auf die Gemüther, als man ihnen zutrauen sollte. Alle aber haben Das gemeinschaftlich an sich, daß sie uns ungemein tiefe Blicke in den Charakter des Volkes thun lassen, tiefere, als oft eine lange Beobachtung gestattet, wo sich das Innere der Menschen beharrlich verschließt, und der belebende Sonnenstrahl fehlt, der die rauhe Umgebung durchdringt und das Verborgene ans Licht bringt. Ferner begründen sie zugleich ein richtigeres Urtheil über die Intelligenz der Nation, und geben uns bisweilen ganz unwiderlegliche Beweise davon, daß diese bei dem besseren Kerne des Volkes meist weit höher steht, als wir gewöhnlich anzunehmen geneigt sind. Wenn sich früher Spuren davon hervorthaten, daß das Volk manche Kenntnisse besaß, die seinem gewöhnlichen Ideentreise fern zu liegen schienen, so nahm man gewöhnlich an, daß solche, wie selbst die historische aus vergangener Zeit, ihm nur durch die Deutschen zugekommen sein könnten. Allein jetzt möchte es kaum zu bezweifeln sein, daß Manches der Art in Form von Traditionen sich wirklich bei dem Estnenvolke mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat, und so auch auf die Kinder der Jetztlebenden übergehen wird. Unter andern spricht für Ersteres gar sehr die eigenthümliche Umbildung mancher wohlbekannten historischen Namen, die aber in diesen dem estnischen Idiome angemessenen Umgestaltung nun nicht mehr variiren, sondern constant bleiben; ferner noch weit mehr die ganz eigenthümlichen Ansichten und Vorstellungen, die in diesen Erzählungen hervortreten, und, bei allem augenscheinlich Irrthümlichen, ein ächt nationales und durch die Tradition sanctionirtes Gepräge an sich haben: so wie andererseits gewisse Zusätze zu der anerkannt richtigen historischen Grundlage, die unmöglich aus deutschem Geiste hervorgehen konnten, sondern dem erfahrneren Kenner sogleich den ächt estnischen und ganz volksgemäßen Kund geben. Bestätigt werden diese Ansichten durch das hartnäckige Festhalten vorkommender Irrthümer, die nun einmal mit den Vorstellungen der Nation verwachsen sind, und durch die Uebereinstimmung solcher Sagen in den verschiedenen Gegenden. Unter dem besseren Theile der Esten sind auch

von ihnen die meisten allgemein verbreitet, und werden der Hauptsache nach immer auf dieselbe Weise erzählt. Auch diese Anklänge aus einer näher stehenden Vergangenheit sind ihnen lieb, und werden deshalb ebenfalls mit großer Aufmerksamkeit angehört. Sie wecken nicht minder allerlei Gefühle in des Zuhörers Brust; und, sind diese auch nicht Allen gleich klar, so geht die Wirkung doch nie ganz verloren. Meist ist sie eine belebende und mit der Gegenwart versöhnende. Daß die Sagen dieser Abtheilung mancherlei Anknüpfungspunkte für geschichtliche und sprachliche Forschungen darbieten, und daß sie einst, wenn ein vollständigerer Ueberblick derselben und eine genauere Vergleichung mit den Sagen anderer Länder möglich wird, zu manchem beachtenswerthen Resultate führen dürfte, habe ich gleichfalls am oben angeführten Orte angedeutet, so wie auf ihre Benützung im Gebiete der Kunst hingewiesen, wie denn eine solche in andern Ländern nicht selten ist. Ruber's schöne Oper, der Feensee, gründet sich eben so wie das herrliche den Ruhm der Taglioni fast auf den höchsten Gipfel erhebende Ballet: der Schatten, — ganz auf deutsche Volksagen. Der Freischütz entsprang aus einer böhmischen, der Vampyr aus einer schottischen Sage; Aschenbrödel gehört vielen Ländern in den verschiedensten Weltgegenden an, sogar unsern Ostseeprovinzen, wo sie in dem lettischen *pelner ufklis* wörtlich wiederzufinden ist. Die reiche musikalische und scenische Ausstattung dieser Opern ist den Kunstfreunden hinreichend bekannt, und die Verbreitung dieser Werke, so wie ihr Einfluß auf die Bildung bedeutend genug. Zu Chalkographischen Darstellungen, zu Zeichnungen und Gemälden haben sie auch schon Anlaß gegeben. (W. s. namentlich manche Kupfer in den verschiedenen Jahrgängen des Almanachs *Drphea*.) Eben so gut kann auch einmal eine estnische Sage dem Dichter, dem Donsänger, Schauspieler, Balletmeister, Maler oder Kupferstecher willkommenen Stoff darbieten. Einen kleinen Beweis für ihre Anwendbarkeit in letzterer Beziehung geben selbst einige artistische Beilagen zu unsern Verhandlungen, die wir dem geistreichen, leider nur zu früh verstorbenen Künstler, Herrn L. von Maydell, verdanken. So wie Zeit und Bedürfniß das Auge auf jene fremden Kunden lenkte, so kann letzteres sich auch wohl einmal irgend einer estnischen Sage zuwenden, und die ganze Gattung gelangt wohl dann zu einem höheren Werthe, den sie in mancher Beziehung unstreitig verdient.

Nach diesen, wie mich dünkt, für die Würdigung der estnischen Sagen und Traditionen nothwendigen Vorbemerkungen wende ich mich nun zu Dem, was ich aus dem Vorrathe jener hier mitzutheilen habe. Freilich führe ich, so zu sagen, durch eine große Thür für diesmal nur in ein kleines Haus. Allein, es kann an diesem mit der Zeit nach allen Seiten hin angebaut werden. Auch war es mir Bedürfniß, Manches vor dem größeren Publicum etwas ausführlicher auszusprechen, was zwar Einzelnen recht gut bekannt sein mag, aber von der Mehrzahl nicht immer in solcher Zusammenstellung erwogen werden kann, wodurch denn eben der richtige Gesichtspunkt für die Beurtheilung solcher Gegenstände zuletzt ganz und gar verschoben werden muß.

Daß übrigens das hier Gegebene wirklich aus dem Munde eines alten estnischen Familienvaters herrührt, der bei seiner Nation in großem Ansehen stand, und daß es mit möglichster Treue ausgezeichnet worden ist, brauche ich nach dem Vorhergehenden wohl kaum noch zu versichern. Ich habe mich gehütet, selbst da im geringsten etwas zu ändern oder hinzuzufügen, wo eine Unrichtigkeit der Darstellung einleuchtend war, damit das eigenthümliche Gepräge auch nicht im geringsten verwischt würde. Nur des Zusammenhanges wegen ist hier und da eine etwas andere Wendung genommen worden, ohne die Treue in der Hauptsache zu verletzen, weil sonst das Ganze ungenießbar geworden wäre. Ferner ist, um der bequemeren Mittheilung willen, Einiges, das allerdings aus einer anderen, jedoch nicht minder zuverlässigen Quelle stammt, und zwar gleichfalls aus einer ächt nationalen, an schicklichen Stellen eingeschaltet worden, da es so beschaffen war, daß es ohne Bedenken dem Uebrigen angegeschlossen werden konnte.

Der estnische Altvater *Sepa Udo*, in hohen Jahren stehend, doch noch ungemein rüstig an Körper wie an Geist, erfreute sich einer seltenen Liebe und Achtung bei den Alten und Jungen seiner Nation, nicht nur an seinem Wohnorte, sondern selbst in entfernteren Gegenden. Sein Wort galt viel; denn es war allgemein bekannt, daß er viel Verstand und große Erfahrung besaß, in früheren Jahren fast überall in seinem Vaterlande herumgewesen war, durch fleißiges Nachfragen es genau kennen gelernt, und stets die Gesellschaft älterer kluger Leute gesucht hatte, um sich recht genau über

Alles zu unterrichten. Dabei war er im Besiz eines ganz vortreflichen Gedächtnisses, das noch im späten Alter getreu wiedergeben konnte, was es in früheren Jahren in sich aufgenommen hatte. Da nun überdem seine Lebensverhältnisse von der Art waren, daß keine schwere Sorge und Bekümmerniß ihn drückte, und er das Unvermeidliche mit Klugheit und Ergebung tragen gelernt hatte, so war er immer im Ganzen heitrer Laune und in einer gleichmüthigen Stimmung, so daß er einen Tag wie den andern erschien. Ein Hauptzug seines Characters war eine ungemeine Liebe zu seinem Volke, und eine rege Theilnahme von Allem, was dasselbe betraf. Beide fanden aber auch dankbare Anerkennung. Er genoß immer besonderer Auszeichnung und Ehrerbietung unter den Genossen seines Stammes, und es war ein Vergnügen, zu sehen, wie sorglich man ihm Platz machte, wo er in eine Versammlung von Esten trat, wie freundlich und zutraulich man ihn begrüßte, wie liebreich und herzlich er diese Grüße erwiderte, und wie aufmerksam Alles zuhörte, wenn er zu sprechen begann. Besonders gern hörte man es, wenn er Etwas von der Vorzeit des Volkes erzählte, Bruchstücke aus Erinnerungen mittheilte, die sich an noch vorhandene Vertlichkeiten knüpften, oder gar aus dem Schaze der alten Nationalsagen Eins und das Andern ans Licht zog. Wenn im Kruge Musik und Tanz aufhörten, wenn der lärmende Tadel der Aufgeregteren verstummte, oder Sturm und Regen zu widerwärtig an die Fenster schlug, dann sammelte sich oft Alles um den alten A do, und bat: erzähle, Väterchen! Und gern that es der Greis, oft über die Zeit hinaus, die er der nothwendigen Ruhe abbrechen durfte. Hier folgt nun Einiges von Dem, was er einst den wißbegierigen Hörern an einem rauhen stürmischen Abende mittheilte, an dem Jeder gern unter Dach war und eine solche Unterhaltung doppelt willkommen sein mußte.

Ihr wißt, Kinder, sprach der Alte, daß unser Volk einst ein großes und mächtiges war, angesehen und gefürchtet von seinen Nachbarn. Damals waren die Leute nicht so klein, wie jetzt so viele von uns, sondern bei weitem größer und stärker, manche sogar rechte Riesen, wie sie nun nimmermehr zu finden sind. Die Insel Dagden oder Dagö in unserer Nachbarschaft heißt nicht umsonst in unserer Sprache Riesenland (hio = ma); denn dort haben mit

die größten gemohnt. Sie trugen, gleich den Uebrigen, schöne Kleider, ganz andere, als wir sie jetzt tragen; überhaupt waren sie von schönem Ansehen, und führten, gleich ihren Brüdern auf dem Festlande, viele und große Kriege zur See und zu Lande. — Wer dort in Dagö gewesen ist, weiß auch, daß auf der Ostseite der Insel die Pühhalepsche Kirche liegt. Pühhalep — nun ja, heilige Erle! Mancher hat den Namen ausgesprochen, und nichts weiter dabei gedacht. Aber dieser Name hat seinen guten Grund. Es stand sonst zur heidnischen Zeit ein großer heiliger Hain auf der Insel, in welchem Opfer gebracht und heilige Feste gefeiert wurden, weshalb auch Einige wissen wollen, die Insel müsse eigentlich die Insel (ie = ma) genannt werden. Von diesem Haine nun soll, als das Christenthum zu uns kam, nur eine einzige, uralte, sehr schöne Erle übrig gelassen sein, die in der Nähe des Platzes stand, auf dem nachher die Kirche erbaut wurde. Später hat man sie entweder umgehauen, weil sie an die Heidenzeit erinnerte, oder sie ist wegen ihres hohen Alters von selbst zu Grunde gegangen.

Von der Gründung der Kirche selbst erzählen dort die alten Leute Folgendes. Man konnte lange Zeit über den Bauplatz nicht einig werden, und es entstand dadurch zuletzt ein sehr schlimmer Streit. Endlich gab Einer den Rath: man möge zwei Ochsen mit Baumaterial beladen und sie dann ihres Weges gehen lassen. Wo sie zuerst anhaltend stehen bleiben würden, da sollte denn auch die Kirche hingebaut werden. So sollte der Verstand der Ochsen aus helfen, wo der Verstand der Menschen das Rechte nicht zu finden wußte; und es kommt freilich auch jetzt manchmal vor, daß der Ochse klüger ist, als Der, der ihn treibt. Genug, die Ochsen blieben endlich da stehen, wo man jetzt die Kirche erblickt, und wo sonst auch die heilige Erle stand, von der sie ihren Namen erhalten hat.

Dabei erinnere ich mich, meine lieben Freunde, daß von unserer lieben Kreuzkirche in der Nachbarschaft (Kirchspiel Kreuz oder S. Crucis in Westharrin, mit dem Kirchspiele S. Matthias verbunden) ganz etwas Aehnliches erzählt wird. Als man anfing, an ihren Bau zu gehen, war der Platz dazu ganz in der Nähe des jetzigen Tommala-Kruges auserwählt worden. Aber die Stelle hat Gott nicht gefallen, und deshalb hat dort der Bau nicht zu Stande kommen können, sondern ist immer auf irgend eine Art verdorben und zu Grunde gegangen. In einer Nacht, in welcher das schon Aufgebaute endlich

ganz und gar in sich zusammenfiel, brachte dort eine Kuh zwei schneeweisse Ochskälber zugleich zur Welt. Diese hat man sorgfältig aufgefüttert, und als sie groß und stark genug geworden waren, auf sie ein hölzernes Kreuz gebunden, und sie dann in Gottes Namen laufen lassen. Wo sie nun zuletzt stehen blieben, und mit Behagen zu verweilen schienen, da hat man denn die Kreuzkirche hingesezt, und es ist, Gott Lob! bei ihrem ferneren Baue auch nicht das geringste Unglück mehr geschehen, auch sie zum Andenken des Kreuzes hinfort die heilige Kreuzkirche genannt worden.

Doch wir wollen uns wieder nach Dagden zurückwenden, Freunde, wo ich selbst in früherer Zeit mehr als einmal gewesen bin. Kommt Einer von Euch einmal dahin und auf den Weg, der zur Koifischen Kirche führt, so betrachte er doch aufmerksam einen Hügel in der sandigen Haide zwischen dem Kroka = Kruge und einer Hoflage (abgetheiltes Nebengut), die, wenn ich mich recht erinnere, auch Koif genannt wird. Dieser Hügel ist daran leicht kenntlich, daß er mit einer großen Anzahl von größeren und kleineren Kreuzen besetzt ist, wie unser Volk sie gewöhnlich zur Bezeichnung von Begräbnißstätten braucht, besonders von solchen, die keine eigentlichen Kirchhöfe sind, sondern einzelne zufällige Grabstätten andeuten. Hier sind die Kreuze Gedächtnißzeichen einer großen Unthat, die vor langer Zeit verübt worden ist. In zwei verschiedenen Kirchen waren einst an einem und demselben Tage zwei Brautpaare getraut worden, und kehrten nach den Hochzeithäusern zurück. Hier bei dem Hügel begegneten sich beide sehr zahlreiche Hochzeitszüge, und stießen hart auf einander. Keiner von beiden wollte dem andern weichen. Es entspann sich ein heftiger Streit, und als die Köpfe sich immer mehr erhigt hatten, zuletzt eine mörderische Schlägerei, in welcher von einer Seite der Bräutigam, von der andern die Braut getödtet wurde, mehrere der Gäste aber lebensgefährlich verwundet wurden, so daß sie später noch mit dem Leben büßen mußten. Zur Erinnerung an diese Uebelthat und zur stets erneuten Warnung vor Uebermuth und ungemäßigter Heftigkeit stecken unsere Leute nun noch immerfort Kreuze dorthin. Es ist auch ganz gut so, liebe Brüder; denn ihr wißt wohl, wie leicht der Mensch in Hitze geräth, und dann wohl so Manches thut, was er nachher nicht wieder gut machen kann. Wir Alle, alt und jung, haben solche Mahnungen recht sehr nöthig, da wir sämmtlich Hitzköpfe sind; und wer kann

jetzt sagen, wie Viele schon durch jene Kreuze von großer Verschuldung abgehalten worden sind? —

Daß unser Volk von heftigen Leidenschaften ist, und sich in der Aufregung schnell zu übereilten Versündigungen hinreißen läßt, können wir nun einmal nicht läugnen. Aber dennoch weiß ich wirklich nicht, ob wir ganz recht daran thun, daß wir das Gedächtniß solcher Vergehungen gar zu häufig erneuern und mit so übergroßer Sorgfalt zu erhalten suchen. Denkt nur an die *reo-mæd* oder *ris-mæd* (am richtigsten wohl, gegen Supels Angabe, mit *Scham* oder *Schmachhügel* übersetzt, wie das Zeitwort *reotama*, lästern, schänden, beweiset), die bei uns hin und wieder im Lande gefunden werden, und auf die man noch immer nach uraltem Gebrauch im Vorbeigehen Strauchwerk, Lappen, Steine, auch wohl mitunter ein geringes Geldstück, zu werfen pflegt, damit die Stätte allezeit sichtbar bleibe und die Anerkennung einer Versöhnung ausgedrückt werde. Daß sie gewöhnlich das Andenken von Gewaltthaten bezeichnen, die an Weibern verübt worden sind, ist ja Allen hinreichend bekannt. Aber wenn gleich sie warnen, so wie Reue und den Wunsch, wieder gut zu machen, was man verbrochen, anzeigen: so sagen sie doch auch fortwährend laut genug: das hat Einer von Euch gethan! Solches aber ist immer empfindlich; und darum sähe ich es lieber, daß sie nicht da wären, und Jeder im Stillen zu Gott beten möchte für die Sünden Einzelner und Aller.

In alten Zeiten, als unser Volk noch so mächtig war, und dem Heidenthume diente, da mag freilich auch noch viel mehr gesündigt worden sein, als jetzt. Viel kostbares Besigthum, das zum Wohlleben und zur Leppigkeit verleitete, wurde besonders durch Unternehmungen zur See gewonnen. Aber es kamen auch fremde Seefahrzeuge hierher zu uns und verkehrten mit uns. Ihr findet an mehreren Orten Spuren, daß die See ehemals viel weiter ins Land hinein ging, als jetzt, und daß bisweilen da Schiffe in tiefem Wasser fuhren, wo jetzt Schafe weiden. Bei den Gütern *Wannamois* und *Seier* im Kirreferschen Kirchspiele diesseits *Leal* liegt ein großer Morast, den Manche von Euch gesehen haben werden. Dort lief eine Zeit lang das in der Nähe weidende Vieh immer mit großer Hast einer Stelle im Moraste zu; und als die Hüter, dadurch aufmerksam geworden, dort genauere Untersuchungen anstellten, so ergab es sich, daß ein mit Salz beladenes Seefahrzeug einst dort

untergegangen war. Anker und Stücke von Schiffen hat man an anderen Orten im Lande aufgefunden, die gegenwärtig weit ab vom Meere liegen, wie bei unserer ehemaligen Burg Soontaggana, die in alter Zeit sehr schön und fest war, bei dem Gute Kirrimen im Michaelisfchen, und bei dem Gute Pargel im Köthelschen Kirchspiele; und das sogar noch in unsern Zeiten. (W. vergl. Verhandl. der estn. Gesellsch. Bd. I. Heft 1. S. 51 ff.) Wo kommen diese her, wenn dort nicht einst die See war? Noch mehr: auf dem Gute Fikkell, auch in jener Gegend (im Fikkelschen Kirchspiele), war einmal ein neues steinernes Haus erbaut worden, welches plötzlich in einer Nacht bis an die Fenster in die Tiefe versank, so daß man es nur mit Mühe abtragen konnte. Auch dies scheint für ehemaligen Meeresgrund zu sprechen. (So sind auch auf der Insel Desel an den Ruinen des alten Schlosses Sonneburg oder Sühneburg im Kirchspiele Peude nach der Seeseite zu noch mehrere Ringe zum Befestigen der Seefahrzeuge vorhanden gewesen; und jetzt liegt zwischen dem Schlosse und der See ein großer zum Gute Masik gehöriger Anker.) Gott aber allein ist es bekannt, warum er diese Veränderungen des Landes und Wassers bei uns hat geschehen lassen! —

Außer jenen Kreuzen, deren ich vorhin gedachte, finden sich bei uns noch andere, die auf ganz verschiedene Begebenheiten der vergangenen Zeit hindeuten; Steinkreuze nemlich, wie Du, alter Märt, sie unter andern auch auf Desel gesehen haben wirst, wo du früher eine Zeit lang gelebt hast. Sie sind wohl ohne Ausnahme Denkmäler vorzeitiger Kriege und besonders blutiger Schlachten, obgleich man nur selten diese letzteren genauer anzugeben weiß. Solche Kreuze stehen auch hier und da auf dem Festlande. So sind mehrere bei den Ruinen der Marienkapelle in der Nähe der Maholmschen Kirche vorhanden; ferner bei dem Gute Koik oder Uba kall in Terwen, wo der Weg von der Marien-Magdalenenkirche nach Koik und auf die Dorpat-Kevalische Landstraße hinausführt. Von diesen letzteren ist eines sehr hoch und in der Mitte wie ein Rad gestaltet; die andern sind niedriger und einfach. Hier und bei den beiden zum Gute Keis gehörigen Dörfern Groß- und Klein-Karreda im Petersfchen Kirchspiele (weike ning suur Karreda, das Karrethen der alten Chroniken) sollen fürchterliche Schlachten und wiederholte Plünderungen der damals sehr reichen Dorfbewohner vorgefallen sein. Schade, daß man diese alten Steinkreuze jetzt nicht etwas mehr in Ehren

hält, und eines sogar als Treppenstufe vor eine Krugstür gelegt hat! Sie sind denn doch Zeugen einer schweren Zeit, an die wir Lebenden wohl fleißiger zurückdenken sollten! —

Kreuze wiederum von anderer Art habe ich im Kusalschen Kirchspiele, zwischen dem Kusalschen Kruge und dem Gute Kida am Wege, gesehen. Dort liegt ein mächtig großer, oben ganz flacher Granitblock, in welchen vier große Kreuze in geregelten Zwischenräumen eingehauen sind. Die Leute sagen, daß der mächtige Kaiser Peter der Große, von dem ihr früher in euren Kalendern Manches gelesen haben werdet, einst mit drei andern hohen Herren auf diesen Steine eine Mahlzeit gehalten habe. Es muß aber damals die Erde um den Stein herum viel höher gewesen sein; denn jetzt ist er so hoch, daß nur Riesen ein Mahl an demselben einnehmen könnten.

An einem andern Abende, an welchem in Veranlassung der bevorstehenden Rekrutirung viel davon gesprochen worden war, daß die Deutschen und Russen oft sehr verschiedener Meinung in Hinsicht auf die Tauglichkeit der Esten zum Kriegsdienste wären, begann der alte Wdo, den man schon früher abermals zu Mittheilungen aus der Schatz seines Gedächtnisses aufgefordert hatte, seine Rede also:

Wir haben vorhin davon geredet, liebe Freunde, in wiefern die Deutschen und die Russen unser Volk für tauglich zum Kriegsdienste halten oder nicht. Ihr habt mir verschiedene Meinungen über diese Sache wiedererzählt, die ihr gelegentlich gehört habt; und natürlich ist auch mir in so langen Jahren Manches der Art zu Ohren gekommen. Nun, wenn verständige Männer sich über so etwas aussprechen, so ist es wohl der Mühe werth, hinzuhören. So viel ich denn wenigstens davon verstanden habe, so kamen sie meist darauf hinaus, daß sie unsere Leute doch noch für viel tauglicher zum Dienste auf der Flotte hielten, als zum Landdienste. Mag sein, Brüder! Viele von uns wohnen ja am Strande des Meeres, am Peipus, Wirtsjärw und andern großen Seen; da kann man schon mit dem Wasser bekannt genug werden. Daß wir indessen auch zu Lande wohl leisten können, was tapferen und ihrem Kaiser treu ergebenen Kriegsheuten zukommt, beweiset ja schon mancher alte ausgediente Soldat unserer Nation, der mit einer Brust voll kriegerischer Ehrenzeichen unter uns herumgeht und nichts auf sich kommen läßt. Freilich, in alter Zeit war es damit allerdings noch viel besser.

Unser Volk verstand immer tüchtig drein zu schlagen, wo es Noth that, und jagte oft einen viel stärkeren Feind, der ihm das Seine nehmen wollte, dergestalt von dannen, daß er es sich so leicht nicht einfallen ließ, wieder zu kommen. Besonders war dies der Fall, ehe noch Minna (offenbar Meinhard) die christliche Religion bei uns einführte, also in der letzten Heidenzeit, und auch selbst noch lange nachher. Damals schon standen die riidlid in großem Ansehen. Dies waren Freiwillige aus unserm Volke zu Pferde, die von selbst in der Noth des Landes zum Kriegsdienste versammelt wurden (also eine Art Landmiliz oder Landsturm?), und sich bald fürchtbar genug zu machen wußten. Wo sie hinkamen, gerieth Alles sogleich in Schrecken und Furcht; denn sie waren sehr wild und rauh, und schonten nichts in ihrer Kriegeswuth. Selbst in späteren Zeiten, als die Russen, Schweden und Polen so oft in unserm Lande Krieg führten, sind noch solche riidlid da gewesen; und Einer von diesen hat einmal bei Rodensee (im Regelschen Kirchspiele) einem vornehmen feindlichen Krieger, der die Esten ganz besonders haßte und verfolgte, und bei der Flucht vor Jenem mit seinem prächtigen weißen Pferde im Sumpfboden stecken geblieben war, mit einem einzigen Hiebe den Kopf gespalten, ihm allen seinen kostbaren Kriegerschmuck abgenommen, und diesen als Siegeszeichen nach Hause gebracht.

Ueberhaupt haben sich die Unrigen niemals das Ihrige so leicht im Kriege wegnehmen lassen, sondern sich immer dagegen auf alle denkliche Weise gewehrt. Als vor ungefähr hundert und fünfzig Jahren nach unserer Bauernrechnung die Russen und Schweden sich in unserm Lande gewaltig bekriegten, und an der Narwaschen Straße bei Winni Wessi (??) eine große Schlacht gewesen war, hat sich das zum Kloster Padis (im Kirchspiele S. Michaelis) gehörige Dorf Meraüllla dermaßen mit Säusen, Eichelu und Beilen gegen die Feinde vertheidigt, daß diese schlechterdings nicht hinein kommen konnten, und ihnen zuletzt weiter nichts übrig blieb, als in ihrer Wuth das Dorf in Brand zu stecken, wobei freilich viele von unsern Leuten umkamen, aber, da sie ihre Habe schon früher gesichert hatten, die Feinde ihre Absicht, das reiche Dorf auszuplündern, keinesweges erreichten. Andere behaupten gar, die Bewohner selbst hätten ihre Häuser angezündet, um dem Feinde durchaus nichts zukommen zu lassen.

Damals gab es solcher reichen Dörfer genug, und manches jegige Gut hat, wie mir alte Leute in meiner Jugend oft erzählt

haben, nur aus einem solchen Dorfe seinen eigentlichen Ursprung gehabt. Unter andern sagt man dies auch von Laiž und Munalas in unserm Rijsischen Kirchspiele. Anfangs sollen dort, als diese Besitzungen noch Dörfer waren, große Ländereien gewesen sein, aber viel zu wenig Bauern, um alles weitläufige Ackerland gehörig bearbeiten zu können. Da soll denn vom Gute Knil immer Alles zu Hilfe gekommen sein, um die Feldarbeit gehörig zu bestreiten, und es sind einmal so viele Pflugochsen dazu beisammen gewesen, daß die Joche (iklid) derselben im Quadrat einen Haufen von sieben Faden ausgemacht haben. Beim Pflügen wurden zu jener Zeit die Ochsen sämmtlich nicht mit einer Peitsche oder einem Stecken zur Arbeit angetrieben, sondern immer mit einem spigen am Leitstode befindlichen Eisen gestachelt (asklidega oder astlidega turkitud; beide Benennungen kamen vor). Da konnte man denn auch bei uns sehn, was es heiße, wenn in der heiligen Schrift gesagt wird: Saul solle nicht wider den Stachel löcken, wie die widerspenstigen Ochsen. (Bekanntlich Apostelg. 9, 5: se tulleb sulle raskels, astla wasto üllesl'ü. r.)

Solche Klöster, zu denen viele und reiche Dörfer gehörten, waren damals nicht selten in unserm Lande. Jetzt sind diese Klöster meist ganz und gar verschwunden, so daß man oft die Stätte nicht mehr kennt, an der sie gestanden haben. Das Kloster Pabis im Kirchspiele S. Matthias, von dem jetzt noch einige alte Gebäude übrig sind, und das in ein Gut umgewandelt worden ist, welches noch immer unter uns den Namen Klosterhof oder Klostergut (Kloostri = mois) führt, war wohl eins der größten und angesehensten. Die alten Wachholderbäume, die dort einen Gang bilden, sind noch von den Mönchen angepflanzt worden. Die ersten dieser Mönche sollen meist Esten und frühere Gögendienner oder Heiden (pagganid) gewesen sein; die Bewohner der zum Kloster gehörigen Dörfer gleichfalls vom alten ächten und eingebornen Estenstamme. Daher halten selbst ihre jetzigen Nachkommen sich noch immer etwas fremd gegen ihre übrigen Stammverwandten, besonders am Meere, und behaupten, daß diese nach der sogenannten ersten großen Pest (?) aus Finnland eingewandert, mithin keine rechten Esten, sondern vielmehr Finnländer (some = ma = rahwas oder some = rahwas) seien, die sich damals der Wohnstellen bemächtigt hatten, welche durch jene Pest ihre Eigenthümer verloren hatten. Sei dem, wie es wolle,

wir müssen uns immer Alle als Brüder betrachten. Das Kloster Vadis war mit kluger Vorsicht so eingerichtet, daß es sich allezeit gehörig gegen andringende Feinde zur Wehr setzen konnte. Starke Verschanzungen umgaben es von allen Seiten. In den alten großen Kellern habe ich selbst eine Menge sehr alter Kugeln gesehen, von denen mehrere geplatzt waren. Unsere Leute sagen ferner, daß in diesen Kellern zur Kriegszeit von den Mönchen viele und große Schätze vergraben worden seien. Gott allein weiß fest, wo sie liegen. Mancher könnte sonst durch sie glücklich werden, in sofern er das von Geld und Gut erwartet.

Das Gut Gaiba in unserer Nähe, im benachbarten Saggerischen Kirchspiele, das eine so schöne Lage hat und wohl von den Meisten unter Euch gekannt ist, soll nach der Erzählung der Unsern gleichfalls vor Zeiten ein ansehnliches Kloster gewesen sein. Auch dort findet man herrliche alte Wachholderbäume, die sehr hoch und gerade sind, wie Ihr wißt. Sie sollen ebenfalls von den ehemaligen Mönchen herrühren. In demselben Kirchspiele findet Ihr im Gebiete des Gutes Angern noch einige uralte dicke und schwarze Mauerstücke. Hier, sagen die Menschen, soll einst ein mächtiges Oberhaupt unseres Volkes (wannem) seinen Wohnsitz gehabt haben. Ich habe mich, als ich sie sah, nicht näher erkundigen können; aber wenn Einer von Euch dahin kommen sollte, so möge er doch, wenn er Zeit hat, genauer nachfragen. Es werden gewiß einige alte Leute da sein, die davon Etwas zu erzählen wissen.

Bei Vadis ist es öfter sehr kriegerisch hergegangen. Zwischen dem jetzigen Edelhofe Vadis und dem Dorfe Arrokulla ist auf einer Seite ein tiefer Morast, auf der andern ein ebenfalls tiefer Bach, der, wenn ich mich recht erinnere, Luie-jöggi oder Kal-dama-jöggi heißt. Durch beide wird ein ziemlich schmaler Engpaß — von etwa kaum vier Faden Breite — begrenzt, woselbst es im Kriege oft schrecklich hergegangen ist, und die Niedergehauenen gewöhnlich gleich ins Wasser geworfen wurden, um Platz zu gewinnen, ohne daß man sich Zeit nahm, nachzusehen, ob noch Leben in ihnen war. Damals sollen die Schweden mit den Eingebornen sehr befreundet gewesen sein und ihnen Hilfe geleistet haben. In jenen Morast hat man zu dieser schlimmen Kriegszeit, wie auch an andern Orten, die Glocken einer benachbarten Kirche versenkt — man weiß nicht welcher. Diese Glocken sollen noch immer daselbst in der Tiefe liegen,

und groß und schön gewesen sein. Jetzt ist es wohl unmöglich, sie dort aufzusuchen und herauszuholen; doch sollen manche Vögel sich dort immer an einer gewissen Stelle in Haufen versammeln und viel schreien.

Die Verschanzungen bei Padis, Selli, Kihhola, Pöll und so vielen andern Orten sind, nach Ueberlieferungen aus längst vergangener Zeit, von unsern Leuten vornehmlich gegen die Polen angelegt worden, die damals immer wieder von Neuem als Räuberherden (mörtisfad ning rōōwliđ) ins Land brachen und den weichen habenden Bauern ihr Silber, Geld, Vieh und sonstiges werthvolles Eigenthum raubten. Sie sollen es auch eigentlich gewesen sein, die das Kloster Padis zerstörten, obgleich nicht viel über tausend Mann stark, und die dann auf der Fläche bei Padis Zelte aufschlugen und ein wüthes Räuberleben führten. Auch die Kreuzkirche wurde von ihnen verwüstet und ihre Glocken fortgebracht. Schweden hatte uns wohl Schutz gegen solche Gewaltthätigkeiten versprochen, bekümmerte sich aber dennoch damals nicht im Geringsten um uns, als so große Noth vorhanden war.

Daß die Mönche auch eifrigst Antheil an der Herrichtung der Verschanzungen nahmen, um ihr Eigenthum zu sichern, könnt ihr wohl denken, und sie hatten um so mehr Ursache dazu, da sie damals sehr reich waren und sogar selbst Geld geprägt haben, wie ver sichert wird.

Gutes Leben war damals überall unter uns Bauern, wenig kein Krieg war. Wie besaßen viel Silbergeräth und schöne Kleider, hatten große Felder, hielten viel Vieh, und aßen nicht nur viel Fleisch von aller Art, sondern auch nur mit Milch gebackenes Brod. Von der alten schmucken Tracht, besonders der Weiber, ist jetzt fast nichts übrig geblieben, und alle schönen bunten Zierrathen der alten Zeit sind verschwunden. Nur in einigen Gegenden sieht man noch Kleidungen, die in Etwas an die alte Zeit erinnern, und den Leuten ein ungemein gutes Ansehn geben.

Damals verstanden unsere Leute auch bei weitem mehr von Kräutern und Thieren, als sie jetzt verstehen, und wußten Manches davon besser und mannigfaltiger zu benutzen. Der Gebrauch, nach der Beschaffenheit des Mistkäfers die Getreidesaat einzurichten, der noch bei uns üblich ist, rührt schon aus jener Zeit her. Schon damals hielt man, wie jetzt, die Frühlfaat für gut, wenn der Mist-

Käfer (Kopfkäfer) die Jungen vorn am Kopfe trug; — die Spätsaat aber, wenn sie an seinem Hinterleibe saßen. Hatte er sie dagegen überall, so war es auch ganz gleich, ob man früh oder spät seine Auserbaue machte.

Unsere Nachbarn in den Kirchspielen Sagger's und Kegel haben, wie man erzählt, weit früher Kirchen gehabt, als wir in unsern Kirchspielen Niß. Ein mächtiger, sehr strenger und hartherziger Gutsbesitzer in unsern Gegenden, der viel Unrecht verübt hatte und früher Heide gewesen war, soll endlich im Alter tiefe Reue empfunden und den Papst um Erlaubniß gebeten haben, zu einiger Abbüßung seiner Sünden eine Kirche erbauen zu dürfen, und das soll denn die zu Niß gewesen sein.

Dabei erinnere ich mich zugleich einer alten Erzählung von der Entstehung der Kirche zu Sewe. Einige von Euch werden diese vielleicht recht gut kennen, da sie am Wege nach Narva liegt, wohin wir öfter mit den Brauntweinsfuhrern gehen müssen. Es befindet sich dieselbe in der Mitte eines Platzes, der von einem Wallgraben umgeben ist, so daß sie gleichsam ein kriegerisches Ansehen hat. Auf Befragen, ob etwa dort früher ein Schloß oder eine Kriegsverschanzung gewesen sei, haben die dortigen Leute meinem Vaterbruder einst Folgendes erzählt:

Es lebten einst in jener Gegend zwei Brüder von angesehenem Geschlechte, die sehr begütert waren. Während der Eine fern in den Krieg zog, sollte der Andere, genommener Rücksprache gemäß, daheim beiden eine würdige (aus) Wohnung erbauen, ein ansehnliches festes Schloß. Solches that er denn nun auch nach seinem besten Wissen an der Stelle, wo gegenwärtig die Kirche steht. Als aber der wilde Krieger endlich zurückkam, und den schon ziemlich vorgeschrittenen Bau ansah, fand er diesen nicht im Geringsten seinen stolzen Erwartungen gemäß. Da überließ ihn ein heftiger Zorn, der durch einen kurz vorher stattgefundenen Streit noch schneller aufflammte; er schalt mit rohen Worten den gleichfalls sehr aufgeregten Bruder, und als dieser sich bei zunehmender Heftigkeit mit wenig Schonung vertheidigte, schlug der Andere ihn endlich zu Boden, so daß er das Leben verlor, und sein Blut, von Bruderhand vergossen, die erste böse Weihe des neuen Baues ward. Bald ergriff nun tiefe Reue den Mörder; aber seine Thränen und Klagen weckten den Todten nicht auf. Er ließ nun Alles zusammenreißen, was vom Baue schon

stand, und an dessen Stelle jetzt die Kirche hinbauen. Da aber der Wallgraben des beabsichtigten Schlosses stehen blieb, so erhielt dadurch das neue Gotteshaus die Umgebung, die manchem Fremden auffallend gewesen ist.

Schlimm genug, daß man nun hier abermals an eine Uebelthat erinnert wird, möge nun die Sache sich ganz so verhalten haben oder etwas anders. Unter uns ist manche Geschichte der Art im Schwange, welche den Deutschen entweder gar nicht bekannt ist, oder mit den alten Nachrichten, die bei ihnen vorhanden sind, sich auf keine Weise vereinigen lassen will. Dahin gehört unter andern auch eine Geschichte von der Gründung der Stadt Reval, die unter uns Bauern oft erzählt wird, wenn auch Ihr sie vielleicht noch nicht gehört haben solltet. Sie ruft ebenfalls menschliche Versündigung ins Gedächtniß zurück. Vor mehr als achthundert Jahren, sagt diese Ueberlieferung, lebte in Dänemark ein König, dessen beide Kinder, ein Sohn und eine Tochter, in verbrecherischer Liebe gegen einander entbrannt waren. Als der König diese strafbare Zuneigung entdeckte, verbannte sein gerechter Zorn die Prinzessin, als den am meisten schuldigen Theil, für immer aus dem Lande. Sie wurde auf ein Schiff gebracht, mit der Weisung, sich nun selbst einen entfernten Aufenthaltsort für ihre übrige Lebenszeit zu wählen. Der Sturm trieb die reuige Verbannte an die Küste Estlands, und die Stelle wurde ihr so lieb, daß sie beschloß, sich hier niederzulassen und von ihren mitgebrachten Schätzen eine Stadt zu gründen, die nachher Rani=lin, Dänenstadt, genannt wurde, jetzt aber Reval heißt. Auf dem Domberge daselbst soll das Schloß der Prinzessin gestanden haben. In späterer Zeit hat der König von Schweden sie wieder mit ihrem erzürnten Vater versöhnt, und Estland kam bei dieser Gelegenheit nach und nach immer mehr unter die Herrschaft der Dänen.

Hiermit schloß der alte Abo für diesmal seine Mittheilungen. Als er aber nach Hause ging, sagte noch einer der älteren Zuhörer zu einem jüngeren: Es ist doch immer schön, daß unter uns auf die Aufbewahrung solcher Sagen und alten Nachrichten von einigen Verständigen noch immer gehalten wird. Sorgt ihr Jüngeren ebenfalls dafür, daß sie nicht vergessen werden, und prägt sie fleißig euren Kindern ein. Man kann denn doch immer etwas daraus lernen!

— Und das deutet denn der Wiedererzähler dieser oft wunderlichen Traditionen und Sagen auch. Zum Schlusse erlaubt er sich noch, darauf aufmerksam zu machen, daß in der Sage von der Erbauung der Teweschen Kirche ein Anklang der Geschichte von Romulus und Remus, und in der von der Gründung Nevals einige Ähnlichkeit mit der Gründung Karthago's durch Dido zu finden sei. Zugleich bemerkt er bei dieser Gelegenheit, als Beleg zu früher gemachten Andeutungen über die oft räthselhafte und dennoch vielleicht bedeutungsvolle Uebereinstimmung mancher Sagen unter ganz verschiedenen Völkern, daß sich die Geschichte des Spiumessers und seiner Frau, welche in Bd. II. der Ausgabe der Tausend und Einen Nacht durch Habicht, Hagen und Schall, 1825, von S. 144 an zu lesen ist, in der Hauptsache übereinstimmend in einer Volks Sage der Letten wiederfindet, und daß die alte Deutsche Sage von dem siegenden Knochen eines Ermordeten, durch den der Mord entdeckt wird, sich in einer ganz ähnlichen estnischen vom umb lu wiederholt. Dies giebt offenbar zu weiterem Nachdenken Anlaß, und nicht ohne guten Grund haben die genannten Herausgeber der arabischen Märchen, so wie schon früher der treffliche Grimm, auf solche Verwandtschaften an mehreren Orten aufmerksam gemacht, da sich vielleicht daraus mit der Zeit mancherlei beachtungswerthe Resultate ergeben dürften.

IV.

Der dankbare Fürstensohn.

Estonisches Volksmärchen.

Mitgetheilt vom Dr. Fr. Kreuzwald.

Vorerinnerung.

So wie Volkslieder und Sagen, können auch in gewisser Betracht die Volksmärchen das geistige Leben eines Volkes, das es schuf und fortbildete, darstellen, und manche Eigenthümlichkeiten desselben im Charakter, Glauben, Lebensweise und Bildungsgange veranschaulichen. Denn Märchen sind Volksdichtungen auf einer frühlichen Entwicklungsstufe, wo die vorwaltende Phantasie das Wunderbare mit Freuden umfaßt, und durch schärfer ausgeprägte Begriffe der jugendlichen Anschauungsweise noch keine Schranken geboten ward. Je mehr also ein Volk im Kindesalter steht, desto unversiegbarer wird auch seine Märchenquelle sein, weil die Geisterwelt hier mit tausend Armen in die menschlichen Verhältnisse eingreift, und Alles, was dem unentwickelten Verstande unerklärbar bleibt, einer unbekannten, oft räthselhaften Macht zugeschrieben wird. Wir brauchen die Märchenwiege nicht im Orient zu suchen, da jedes Volk seine eigene hat, worin es die Geburten seiner Phantasie groß erziehet.

Das Estenvolk besitzt einen sehr umfangreichen Märchenschatz, und abgesehen davon, wie viele fremde Elemente in demselben mögen enthalten sein, läßt sich im Allgemeinen die Behauptung aufstellen: daß eine eigenthümliche nationale Färbung in keinem einzigen dieser

Mährchen fehlt. Das Volk hat die aufgenommenen fremden Elemente so vollkommen assimilirt, daß der aufgenommene Stoff in Blut und Nervensubstanz verwandelt wurde, mithin alles Fremdartige verlor. Wer Estnische Volksmährchen mittheilen will, muß sie so geben, wie sie im Munde des Volkes leben, nicht aus bruchstücklichen Notizen, wie man sie etwa in den Papieren eines Verstorbenen vorgefunden. Der Sammler macht öfters Notizen, die keinen andern Zweck haben, als sein Gedächtniß zu unterstützen; es ist und bleibt darum ein mißliches Ding, wenn man bloß die todten Schriftzüge eines Manuscripts zu Rathe zieht, ohne das Leben selbst zu befragen.

Es sind neuerdings im „Inlande“ aus dem Nachlasse des verdienstvollen seligen Knüpfers durch Neus einige Estnische Volksmährchen mitgetheilt worden; die meisten derselben waren mir bekannt, aber freilich so, wie sie gedruckt erschienen: ganz neu. Das nachstehende Mährchen „der dankbare Fürstensohn“ stammt aus dem Kirchspiele, wo Knüpfer Prediger war, und da unter derselben Aufschrift (vergl. Inland 1847 Nr. 14 die Beilage) aus der Knüpferschen Sammlung ein Estnisches Volksmährchen — worin zufällig die Grundbestandtheile zweier Mährchen enthalten sind — uns vorgeführt wird: so habe ich gerade dieses zur Mittheilung benützt. Wer die beiden Mährchen mit einander vergleichen will, wird finden, daß weder Aufschrift und Einleitung keine Verwandtschaft vorkommt, und es ist nicht zu begreifen, wie in so beschränkter Localität eine und dieselbe Geschichte so verschieden sich gestalten konnte. Sollte Knüpfer, der mit so regem Eifer sammelte, immer das Unglück gehabt haben, auf Erzähler zu stoßen, die nur Bruchstücke wußten und diese wie Kohl und Rüben durcheinander warfen? — Das scheint mir unwahrscheinlich.

Eine weitere Verfolgung dieser Untersuchung liegt nicht in meiner Absicht. Ich will ein Volksmährchen so erzählen, wie es im Munde des Volkes lebt; daher gebe ich die Erzählung ungeschmückt in ihrer ganzen Breite und Einfachheit, ohne selbst die häufigen Wiederholungen zu vermeiden, welche, wie in Liedern, so auch in Mährchen, gerade die genuine Seite der Estnischen Volkspoese charakterisiren. Die gewandte Feder eines Museus oder Hauff hätte aus diesem Mährchen eine angenehme Lectüre geschaffen, aber da wäre es kein Estnisches geblieben. Die deutsche Literatur hat der Unterhaltungsschriften die Fülle, sie braucht keinen neuen Zuwachs aus der Estnischen.

Daß übrigens ein gewandterer Erzähler, ohne der Treue Abbruch zu thun, das Märchen besser erzählen könnte, als es hier geschieht, davon bin ich überzeugt, allein Niemand kann sein Maas um die Länge eines Hells erhöhen. Solches wolle der nachsichtige Leser beherzigen und den guten Willen für die That gelten lassen.

Berro, den 6. October 1849.

Der dankbare Fürstensohn.

Estnisches Volksmärchen.

Es war einmal ein stolzer Fürst im Goldlande (üks uhke kulla-
ma kuningas), der hatte sich zufällig in einem großen Walde verirrt,
und konnte trotz alles Suchens den Ausweg nicht wieder finden. Da
trat ein Fremder zu ihm und fragte: „Was suchst du, Freundchen,
hier im dunklen Walde, wo nur reißende Thiere haufen?“ Ich habe
mich verirrt und suche den Weg nach Hause, entgegnete der Fürst.
„Versprecht mir zum Eigenthum, was Euch zuerst auf dem Hofe
begegnet wird, so will ich Euch den Weg zeigen,“ sagte der Fremde.

Der Fürst stand eine Weile in tiefen Gedanken und sprach dann:
„Warum soll ich meinen guten Jagdhund verlieren? Ich kann ja wohl
selbst mit der Zeit nach Hause finden.“ Da ging der Fremde fort,
der Fürst aber irrte drei Tage im Walde umher, verzehrte seinen
Speisevorrath und konnte den Weg doch nicht nach Hause finden.
Nun kam der Fremde zum zweiten Mal zu ihm und sagte: „Ver-
sprecht mir das zum Eigenthum, was Euch zuerst auf dem Hofe be-
gegnet wird?“ Aber der Fürst blieb hartnäckig in seinem Eigensinn
und versprach ihm noch immer nichts. Mißmüthig und verdrießlich
irrte er wieder herum, bis er zuletzt vor Müdigkeit unter einem Baum
niedersank und sein Ende herannahen glaubte. Da kommt der Fremde
zum dritten Mal, der kein anderer war — als der „alte Junge“, zum
Fürsten und spricht: Seid doch kein Thor! was kann Euch denn so
viel an einem Hunde liegen? Versprecht mir, was ich verlangte, und
Euer Leben soll gesichert sein. „Mein Leben“ — entgegnete der
Fürst, „gilt mehr als tausend Hunde! Ein ganzes Land und

Volk hängt daran. Wohl, ich will Deinen Wunsch erfüllen, führe mich nach Hause.“ Kaum hatte er dieses Versprechen gegeben, so sah er sich auch schon aus dem Walde und zwar ganz in der Nähe seines Schlosses. Er schritt weiter und das Erste, was ihm am Thore begegnete, war die Amme mit dem fürstlichen Säugling, der dem Vater die Arme entgegen streckte. Der Fürst erschrak, schalt die Amme aus und hieß das Kind eiligst forttragen. Seinen treuen Hund, der etwas später, mit dem Schwanze wedelnd, heran gelaufen kam, stieß er im Zorn mit Füßen von sich.

Als sich des Fürsten Zorn ein wenig abgekühlt, ließ er sein Kind, einen schmutzen Knaben, mit der Tochter eines armen Bauern vertauschen, und es wuchs des Fürsten Sohn an armer Leute Heerd, während des Bauern Tochter in der fürstlichen Wiege in seidenen Kleidern schlief. Nach einem Jahre kam der „alte Junge“ mit seiner Schuldforderung, nahm das kleine Mädchen mit sich fort und war fest der Meinung: es sei des Fürsten Kind. Der Fürst aber freute sich über die gelungene List, ließ ein großes Gastmahl anrichten, und beschenkte die armen Eltern des geraubten Kindes reichlich, damit sein Sohn in der Hütte keinen Mangel leide. Dennoch wagte er den Sohn nicht zu sich zu nehmen, fürchtend, der Betrug könne entdeckt werden. Die Bauern waren mit dem Tausche sehr zufrieden; sie hatten einen Ocker weniger und des Brodes und Geldes die Fülle.

Mittlerweile war der Fürstensohn zum Jüngling herangewachsen, lebte im elterlichen Hause in Freuden und in Herrlichkeit, aber konnte sich dessen doch nicht freuen. Denn als er die Geschichte von seiner Befreiung vernommen, war er in große Betrübniß gerathen, daß ein armes unschuldiges Mädchen statt seiner für den Leichtsinns seines Vaters hatte büßen müssen. Da faßte er den Entschluß, entweder das arme Mädchen zu befreien, oder mit ihm unter zu gehen. Auf Kosten einer Jungfrau Fürst zu sein (neisti kullo peal kuuingas olla), war ihm zu drückend. Eines Tages verkleidete er sich heimlich in die Tracht eines Bauerknechts, lud sich einen halbtöfigen Sack Erbsen auf die Schulter und begab sich nach jenem großen Walde, wo sein Vater vor achtzehn Jahren irre gegangen war.

Im Walde fing er laut an zu jammern: „Ach, ich Armer, wie hab' ich mich verirrt! Wer wird mir aus diesem Walde den Weg weisen?“ Bald darauf kam ein fremder Mann, mit einem langen grauen Barte und einer ledernen Tasche am Gürtel („otsego Tart-

lane!"), grüßte freundlich und sprach: "Ich bin der Gegend hier kundig und kann Euch, wenn Ihr mir eine reiche Belohnung versprechet, dahin führen, wohin Euer Herz sich sehnt." Was kann ich armer Mann Euch versprechen, entgegnete der schlaue Fürstensohn, bin ein ganz dürftiger Mensch; habe nichts weiter wie meine Seele, denn selbst der Rock auf dem Leibe gehört meinem Brodvater, dem ich für Essen und Kleider dienen muß. Der Fremde bemerkte den Erbsensack und sagte: "Etwas müßet Ihr doch wol haben, Ihr schleppt da einen Sack, der ziemlich schwer zu sein scheint?" Im Sack sind Erbsen, war die Antwort. Meine alte Tante ist in voriger Nacht gestorben und hat nicht soviel hinterlassen, um die Leichenwache nach Landes Sitte mit gequollenen Erbsen abzuspeisen. Ich bat von meinem Wirth um Gottes Lohn diese Erbsen, wollte eben hinziehen, und um einen kürzern Weg zu nehmen, schlug ich einen Fußpfad gerade durch den Wald ein, der mich, wie Ihr sehet, in die Irre geführt hat. "So bist Du also eine Waise," sprach schmunzelnd der Fremde. "Willst Du vielleicht bei mir Dienst nehmen, denn ich suche gerade einen flinken Knecht für meine kleine Haushaltung, und Du gefällst mir." Wenn wir Handels einig werden, sprach der Fürstensohn, so will ich Euch gern dienen. Zum Knecht bin ich geboren, des Fremden Brod ist überall bitter, da gilt es mir denn ziemlich gleich, wem ich gehorchen muß. Was versprechet Ihr mir zum Jahreslohn? "Nun", sprach der Fremde: "alle Tage gutes Essen, zwei Mal wöchentlich Fleisch, bei der Arbeit außerhalb des Hauses Butter oder Strömlinge als Zukost, vollständige Sommer- und Winterkleidung und zwei Küllemitz-Theil Akerland zum Vortheilhorn (kahhe källimitto oſſa kasso maud)." Ich bin's zufrieden! sprach der schlaue Fürstensohn. Meine Tante können auch Andere in die Erde bringen, ich will mit Euch ziehen.

Der "alte Junge" schien über diesen vortheilhaften Handel sehr vergnügt zu sein, er drehte sich wie ein Kreisel auf einem Fuß herum und trällerte ein Liedchen dazu. Bald darauf machte er sich mit seinem neuen Knecht auf den Weg und verkürzte die Zeit mit mancherlei anmuthigen Geschichten, ohne zu bemerken, wie sein Begleiter nach einer bestimmten Anzahl von Schritten immer wieder eine Erbse aus dem Sack fallen ließ. Die Nacht schliefen unsere Wanderer im Walde, unter einer großen, breitästigen Tanne, setzten am folgenden Morgen ihre Wanderung fort, und erreichten, als die Sonne schon an den

Wipfeln des Waldes stand, einen großen Stein. Dort blieb der Alte stehen, warf einen spähenden Blick umher, pfiß gellend in den Wald und stampfte darn dreimal mit dem Hacken des linken Fußes gegen den Boden. Plötzlich that sich unter dem großen Stein eine geheime Pforte auf, ähnlich dem Eingange einer Höhle. Jetzt faßte der „alte Junge“ den Fürstsohn am Arm und sagte im strengen Ton: „Folge mir nach!“

Gleich darauf waren sie von völliger Dunkelheit umschlossen, und es kam dem Fürstsohn vor, als ob ihr Weg fortwährend abwärts in eine Tiefe führe. Nach einer guten Weile fing es wieder an zu tagen, doch war die Helligkeit weder dem Tageslichte, noch dem nächtlichen Mondschein zu vergleichen. Der Fürstsohn erhob furchtsam seinen Blick, aber er sahe keinen Himmel und keine Sonne; nur eine glänzende Nebelwolke (iilgam uddo = pilwe) schwebte über ihnen und schien diese neue Welt zu bedecken, in der Alles etwas Fremdartiges hatte. Erde und Wasser, Bäume und Gräser, Thiere und Vögel, Alles zeigte sich anders, als er es früher gesehen. Was ihn jedoch am meisten befremdete, war die wunderbare Stille, die hier herrschte. Alles war geräuschlos wie in einer Todtengruft; selbst sein eigener Fußtritt erweckte keinen Schall. Man sah hie und da einen Vogel auf dem Ast sitzen, mit ausgestrecktem Halse und geschwollener Kehle, aber der scheinbare Laut blieb dem Ohre unverständlich. Die Hunde sperrten ihre Mäuler auf, wie zum Bellen, die Stiere erhoben in bekannter Weise ihren Kopf, wie zum Brüllen, doch weder Gebell noch Gebrüll drang zum Ohre. Das Wasser floß ohne Geriesel über die Kieselsteine des flachen Grundes, der Wind beugte ohne Gefäusel die Wipfel des Waldes, Fliege und Käfer flogen ohne Gefumse. Der „alte Junge“ sprach kein Wort, sein Begleiter versuchte einige Mal zu sprechen, fühlte aber, wie jeder Laut im Munde sogleich erstarb.

So waren sie, wer weiß wie lange in dieser unheimlich stillen Welt fortgezogen, während die Angst des Fürstsohnes Herz zusammenpreßte, sein Haupthaar wie Borsten emporsträubte und Kälte seine Glieder durchbeßte — als endlich, o wouniges Entzücken! das erste Geräusch sein lauschendes Ohr berührte, und das scheinbare Leben wirklich zu beleben schien. Es war ihm als ob eine große Heerde Pferde durch einen tiefen Moorgrund sich durcharbeitete. Jetzt that der „alte Junge“ seinen Mund auf und sprach mit schmalzender

Junge: „Der Breiessel kocht, wir werden zu Hause erwartet.“
Wieder eine große Strecke vorwärts geschritten, meinte der Fürstensohn das Rasseln einer Sägemühle zu hören, wo zum wenigsten ein paar Duzend Sägen arbeiteten, als sein Begleiter bemerkte: „Die alte Großmutter schnarcht schon im Schlosse!“

Als sie bald darauf den Gipfel eines Hügels erreichten, gewahrte der Fürstensohn in einer Entfernung die Wohnung seines Wirthes. Es waren aber der Gebäude so viele, daß man eher ein Dorf oder kleines Städtchen hätte vermuthen können, als die Wohnung eines Einzelnen. Endlich daselbst angelangt, fanden sie an der Hofspforte ein leeres Hundehäuschen. „Kriech hinein!“ herrschte der Wirth, „und verhalte Dich ruhig, bis ich Deine Gegenwart der Großmutter werde gemeldet haben. Sie ist, wie alte Leute gewöhnlich, eigensinnig und leidet keinen Fremden im Hause.“ Der Fürstensohn kroch zitternd ins Hundehäuschen und fing bereits an, sein kühnes Unternehmen zu bereuen, das ihn in diese Klemme gebracht hatte.

Nach einer Weile kehrte der Wirth zurück, rief ihn aus dem Schlupfwinkel und sprach mit verdrießlichem Gesichte: „Jetzt merk Dir die Hausordnung und hüte Dich wohl dawider zu handeln, es könnte Dir sonst schlimm ergehen:

Halte offen Aug' und Ohr,
Doch verschließ' des Mundes Thor!
Thue, was man Dir befiehlt,
Denke, was Dein Herz beliebt:
Aber sprich nie ungefragt.“

Ins Wohnhaus getreten, erblickte der Fürstensohn ein junges Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, mit braunen Augen und lockigem Haar. Er dachte bei sich: wenn der Alte solcher schmucken Töchter mehrere hat, möchte ich wohl sein Sidam (koddō-wai) werden! Das Mädchel ist mir gerade nach dem Munde. Die schöne Maid ordnete, ohne ein Wort zu sprechen, den Tisch, trug das Abendessen auf und zog sich dann bescheiden zum Kochherde zurück, wie es schien, ohne den fremden Jüngling zu bemerken. Sie nahm ihren Strumpf und fing an zu stricken. Der Wirth setzte sich allein zum Mahl, weder Knecht noch Magd wurden genöthigt daran Theil zu nehmen; auch die Großmutter ward nirgends sichtbar. Des „alten Jungen“ Appetit war grenzenlos; er verschlang in kurzer Zeit ein Mahl, das wenigstens einem Duzend gewöhnlicher Esser würde genügt haben. Als er

endlich seinen Kimladen ein wenig Ruhe gegönnt, sprach er zur Maid (pliffale): „Netzt lehre Kesseln und Grapen die Böden aus und sättiget Euch mit den Ueberbleibseln; die Knochen aber lasset für den Hund.“ Der Fürstensohn zog ein saures Gesicht über das in Aussicht gestellte Kesselbodenkehrichtsmahl (katla pöhja pühkme roog), welches er mit der schönen Maid und dem Hofhunde theilen sollte. Bald aber erheiterte sich sein Gesicht, als er bemerkte, daß die Ueberbleibsel ein ganz leckeres Mahl darboten. Beim Essen sah er unvermerkt seine Nachbarin an und hätte viel darum gegeben, wenn ihm erlaubt gewesen wäre, mit ihr einige Worte zu wechseln. Aber so oft er Niene machte zum Sprechen, schien der ängstlich stehende Blick des Mädchens ihm Stillschweigen zu gebieten. Er ließ seine Augen sprechen und unterstützte die stumme Sprache mit seinem guten Appetit, denn das Mädchen hatte die Speisen zubereitet und mußte sich darüber freuen, wenn der Gast tüchtig zulangte. Der Alte lag ausgestreckt auf der Dfenbank und machte seinem Magen Luft, daß die Wände dröhnten.

Nachdem sie ihre Mahlzeit beendigt, sagte der Alte zum Fürstensohn: „Zwei Tage kannst Du von der Reise ausruhen und Dich im Hause umsehen. Uebermorgen Abend mußt Du Dich bei mir melden, damit ich Dir Deine Arbeit für den folgenden Tag aufgeben kann; denn mein Gefunde muß immer früher bei der Arbeit sein als ich selber aufstehe. Das Mädchen wird Dir Deine Schlafstätte anweisen.“ Der Fürstensohn machte Niene zum Sprechen, aber o weh! der „alte Zunge“ fuhr wie ein Donnerwetter auf ihn los: „Hund vor einem Knecht! wenn Du die Hausordnung verlegest, so hast Du Deinen Kopf die längste Zeit getragen. Halt's Maul! und jetzt fort zur Ruhe.“

Das Mädchen winkte ihm, zu folgen, schloß eine Thür auf und wies mit der Hand, er solle hinein gehen. Er glaubte eine Thräne in des Mädchens Auge zu bemerken und wäre gern länger hier geblieben, aber die Furcht vor dem Alten gestattete kein Bögern. Die schöne Maid kann nicht seine Tochter sein, dachte der Fürstensohn, sie hat ein menschliches Herz. Am Ende ist sie das arme Mädchen, welches Statt meiner geopfert wurde und um dessen willen ich dieses thörichte Wagestück unternahm. Er schloß sehr spät ein und sein unruhiger Schlaf wurde von ängstlichen Träumen unterbrochen; er träumte von allerlei Gefahren, die ihn umstrickten, und immer war es die Gestalt der Schönen, die ihm Hülfe bot.

Am Morgen war es sein erster Gedanke, sich ganz der stummen Leitung des Mädchens anzuvertrauen. Er fand die Fleißige schon bei der Arbeit, half ihr aus dem Brunnen Wasser tragen, Holz spalten, schürte das Feuer unter den Kesseln an, und half ihr sonst bei jeder Arbeit. Nachmittags besah er seine neue Umgebung genauer und wunderte sich, die Großmutter nirgends zu erblicken. Im Stall fand er ein weißes Pferd, im Pfahlwand eine schwarze Kuh mit einem weißköpfigen Kalbe; in andern verschlossenen Ställen glaubte er Gänse, Enten, Hühner und anderes Fasel zu hören. Das Essen zum Frühstück und Mittag war, wie am vorigen Abend, gut gewesen, und er hätte sich mit seinem Schicksal befreunden können, wenn der fatale Zungenbann ihm das Beisammensein mit dem schönen Mädchen nicht verleidet hätte. Am Abend des zweiten Tages ging er zum Wirth, um dessen Befehle einzuholen.

Der Alte sprach: „Zu morgen will ich eine leichte Arbeit Dir geben. Nimm die Sense zur Hand, mähe so viel Gras als das weiße Pferd zum täglichen Futter bedarf und halte zugleich den Stall sauber. Sollte ich beim zufälligen Kommen die Krippe leer, oder den Stall unsauber finden, dann könnte es Dir schlimm ergehen. Rühm Dich in Acht.“

Der Fürstensohn war froh und dachte bei sich: mit dieser kleinen Arbeit werde ich schon zurecht kommen; obzwar ich weder Pflug noch Sense bisher in die Hand genommen, habe ich doch öfters gesehen, wie leicht diese Werkzeuge von Landleuten gehandhabt wurden, und an Kraft fehlt es mir nicht. Wie er sich auf seine Lagerstätte eben ausstrecken wollte, schlich das Mädchen leichten Schrittes zu ihm und fragte mit flüsternder Stimme: Welche Arbeit hast du bekommen? „Morgen“ — antwortete der Fürstensohn — „habe ich leichte Arbeit; ich soll für das weiße Pferd Gras zum Futter mähen und den Stall säubern, das ist Alles.“ „Ach, Du unglückseliges Geschöpf!“ seufzte das Mädchen: wie wirst Du das ausrichten können? Das weiße Pferd, des Wirths Großmutter, ist ein gefräßiges Thier, dem zwanzig Arbeiter kaum sein tägliches Futter liefern könnten, während zehn andere mit Fortschaffung des Düngers genug zu thun hätten. Wie wolltest Du Beides allein verrichten? Merke auf meinen Rath und befolge ihn genau. Wenn Du dem Pferde ein Paar Schooß voll Gras in die Krippe geschüttet, dann mußt Du einen starken Reifen aus Weideneisern drehen und aus festem Holz einen tüchtigen Keil

schneiden, beides so, daß das Pferd Deine Arbeit sieht. Es wird so gleich fragen, wozu Deine Vorkehrungen getroffen werden, und dann mußt Du antworten also: mit diesem Reifen verbinde ich Dir das Maul, wenn Du mehr fressen solltest als ich Dir vorgebe, und mit dem Keil will ich Deinen — verkeilen, wenn Du mehr solltest fallen lassen, als ich gerade Lust habe fortzuschaffen.“ Nachdem sie solches gesprochen, ging sie so leise fort, wie sie gekommen war, und ließ dem Jüngling nicht so viel Zeit, seinen Dank zu sagen. Er wiederholte Wort für Wort, was das Mädchen gesprochen und schlief dann ein.

Folgenden Tages früh Morgens begab er sich zur Arbeit. Er ließ die Sense fleißig im hohen Grase tanzen und sah zu seiner Freude bald so viel Gras liegen, daß er einige Schooß voll aufharken konnte. Als er den ersten Schooß voll dem Pferde in die Krippe geschüttet und gleich darauf mit dem zweiten wieder kam, fand er zu seinem Schreck die Krippe schon leer, und ein halbes Fuder Dünger im Stall liegen.

Jetzt sah er ein, wie er ohne des Mädchens klugen Rath verloren gewesen wäre, und beschloß, ihn sogleich zu benutzen. Als er den Reifen drehte, wandte das Pferd seinen Kopf und fragte voller Verwunderung: Was willst Du mit dem Reifen beginnen, mein Söhnlein?

„Gar nichts,“ entgegnete der Fürstensohn: „ich drehe ihn nur fertig, damit, falls Dir's einfallen sollte mehr zu fressen als ich Lust habe vorzugeben, ich mit diesem Reifen Dir Deine Kinnladen zusammen klammern kann.“ Das weiße Pferd stieß einen Seufzer aus, und hielt augenblicklich mit dem Kauen inne. Er reinigte den Stall und fing darauf an, seinen Keil zu schneiden. Was willst Du mit diesem Keil beginnen? fragte das Pferd. „Gar nichts. Ich mache ihn nur fertig, damit ich ihn Dir vorpfropfen kann, wenn Du das Futter etwa zu eilig und in sehr großer Menge durch die Knochen schießen lässest.“ Das Pferd sah ihn seufzend an und that seiner üblen Gewohnheit Einhalt. — Der Mittag war längst vorüber, das weiße Pferd hatte noch immer Futter in der Krippe und der Stall blieb sauber. Da kam der Wirth, und wie er Alles in bester Ordnung fand, fragte er mit einigem Erstaunen: Bist Du selbst so klug, oder hast Du kluge Rathgeber? Der schlaue Fürstensohn entgegnete schnell: „Ich habe Niemand, als meinen schwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel.“ Der Alte zog ein verdrießliches Gesicht und verließ brummend den Stall, aber der Fürstensohn war froh, daß ihm die Sache so gut gelungen war.

Am Abend sprach der Wirth zu ihm: „Für morgen hast Du keine eigentliche Arbeit, da aber die Magd anderweitig beschäftigt ist, mußt Du die schwarze Kuh melken. Nimm Dich nur in Acht, daß keine Milch in dem Euter zurückbleibt. Fände ich solches, es könnte Dir leicht das Leben kosten.“ Der Fürstensohn dachte beim Fortgehen, wenn dahinter keine Schlaueit steckt, so soll mir die Aufgabe nicht schwer werden; ich habe, Gott Lob, starke Finger und will mit ihnen die Zigen bis aufs Blut auspressen, es soll darin gewiß kein Tropfen Milch zurückbleiben. Wie er sich eben zur Ruhe begeben wollte, kam das Mädchen zu ihm und fragte: Welche Arbeit hast Du morgen zu verrichten? „Morgen habe ich Gesellentag,“ antwortete der Fürstensohn. „Ich bin den ganzen Tag frei, und soll nur die schwarze Kuh melken, daß keine Milch in dem Euter zurückbleibt.“ Ach, unglückseliges Geschöpf! wie willst Du das verrichten, sprach seufzend das Mädchen. Wiße, mein uerfahrener Jüngling, wenn Du auch vom Morgen bis zum Abend ununterbrochen melken wolltest, Du würdest doch nicht das Euter der schwarzen Kuh leeren; die Milch quillt gleich einer Quellenader (imitiesh lui allika-soon) beständig zu. Nun merke ich es, der Alte will Dich verderben. Doch sei unbesorgt, so lange ich lebe, soll an Dir kein Haar gekrümmt werden. Achte auf meinen Rath und befolge ihn genau, dann kommst Du durch. Nimm, wenn Du melken gehst, einen Topf mit glühenden Kohlen und eine Kneifzange (pishhid) mit. Im Stall angekommen, thust Du die Kneifzange in den Topf und bläst auf die Kohlen, bis sie in heller Flamme brennen. Wird Dich die schwarze Kuh fragen, wozu Du solches thust, dann mußt Du ihr antworten, was ich Dir in's Ohr sage. Sie flüsterte ihm einige Worte in's Ohr, und schlich sich auf den Behen leise aus dem Hintmer. Der Fürstensohn streckte sich hin, um zu schlafen.

Die Morgenröthe hatte kaum ihre Strahlen über den Himmel verbreitet, da erhob er sich von seinem Lager, nahm das Milchgeschir in die eine, den Kohlentopf und die Kneifzange in die andere Hand, und begab sich nach dem Kuhstall. Er that Alles genau, wie ihm gelehrt worden war. Die schwarze Kuh beobachtete sein Treiben eine Weile und fragte dann: Was machst Du da, mein Söhnlein? „Gar nichts,“ war die Antwort. „Ich will die Kneifzange bloß rothglühend machen, weil manche Kuh die üble Gewohnheit hat, nach dem Melken die Milch in dem Euter zurück zu halten. Da ist es

denn gut, nach dem Melken die Ziegen mit einer glühenden Bange zu kneifen, damit keine unzeitige Milchabsonderung erfolge.“ Die schwarze Kuh stieß einen Seufzer aus und richtete furchtsame Blicke auf den Melker. Dieser nahm ruhig sein Milchgeschirr (Lüpsik), melkte das Gutte aus, und als er es nach einer Weile untersuchte, fand er keinen Tropfen Feuchtigkeit darin. Der Wirth kam darauf in den Stall, zog ein Paar Mal an den Ziegen, und als er keine Milch vorfand, fragte er mit einem verdrießlichen Gesichte: Bist Du selbst so klug, oder hast Du kluge Rathgeber? Der Fürstensohn antwortete: „Ich habe Niemand, als meinen schwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel.“ Der Alte ging zürnend fort.

Als der Fürstensohn Abends zum Wirth ging, Arbeit fragen, sagte dieser: „Ich habe ein Schoberchen (Kuhjale) Heu auf der Wiese, das ich gern bei trockener Witterung unter's Dach möchte bringen lassen. Fähr' mir morgen das Heu ein, aber siehe wol zu, daß nichts zurück bleibe (et riismeid járrel ei jä), sonst könnte es Dir leicht das Leben kosten.“ Der Fürstensohn ging vergnügten Sinnes fort, indem er dachte: Heu führen ist keine große Arbeit, ich brauche nur aufzuladen, das Pferd muß ziehen. Ich will des Wirthes Großmutter nicht schonen. Abends schlich das Mädchen wieder zu ihm und fragte nach der Arbeit. Der Fürstensohn sagte lachend: „Ich lerne hier alle Bauerarbeiten, denn morgen soll ich ein Schoberchen Heu einführen und darauf sehen, daß nichts liegen bleibe; das ist Alles.“ Ach, Du unglückseliges Geschöpf! seufzte das Mädchen: wie wird Dir das gelingen? Wolltest Du auch mit sämmtlichen Arbeitern des größten Gebietes eine ganze Woche Heu führen, Du könntest dieses Schoberchen nicht fortschaffen. Was von oben abgeführt wird, wächst von unten wieder zu. Sieh Acht, was ich Dir sage: Du mußt morgen früh vor dem Tage aufstehen, das weiße Pferd aus dem Stall und einige lange Stricke mitnehmen, Dich dann zum Heuschober begeben, diesen mit Stricken umspannen und das weiße Pferd an die Stricke binden. Wenn Du damit fertig bist, dann kletterst Du auf den Heuschober hinauf und fängst dort an zu zählen: eins, zwei, drei u. s. w. Das Pferd wird Dich fragen, was Du zählst, dann mußt Du antworten, was ich Dir in's Ohr sage. Nachdem er das Geheimniß erfahren, war auch das Mädchen schon verschwunden. Er hatte nichts Besseres zu thun, als schlafen zu gehen.

Beim Erwachen am folgenden Morgen fiel ihm gleich des Mädchens guter Rath ein, er nahm die nöthigen Stricke, eilte zum Stall, führte das weiße Pferd heraus, schwang sich auf's Pferd und ritt zum Heuschober, der mindestens seine fünfzig Saden fassen mochte und kein Schoberchen war. Der Fürstensohn befolgte genau des Mädchens Lehren, und als er oben auf dem Heuschober sitzend bis zwanzig gezählt hatte, fragte das weiße Pferd voller Erstaunen: „Was zählst Du, mein Söhnlein?“ „Gar nichts,“ lautete die Antwort. „Ich machte mir den Spaß, die Wolfsheerde dort am Walde zu zählen, aber sie ist zahlreicher als ich zählen kann.“ Kaum hatte er das Wort Wolfsheerde ausgesprochen, so schoß auch das weiße Pferd wie der Wind davon und war nach wenigen Augenblicken mit dem Heuschober zu Hause. Des Wirths Erstaunen war nicht gering, als er, nach dem Frühstück hinausgehend, den Knecht mit seiner Arbeit schon fertig fand. „Bist Du selbst so klug, oder hast Du kluge Rathgeber?“ fragte der Alte, worauf der Königssohn entgegnete: „Ich habe Niemand, als meinen schwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel.“ Der Alte ging kopfschüttelnd und fluchend davon.

In der Abenddämmerung ging der Fürstensohn wieder Arbeit fragen. Der Wirth sagte: „Morgen sollst Du mir das weißköpfige Kalb zur Weide führen, doch hüte Dich, daß es sich nicht verläuft, sonst könnte es Dir leicht Dein Leben kosten.“ Der Fürstensohn dachte bei sich: mancher zehnjährige Bauerbube muß eine ganze Heerde hüten, wie sollte mir die Hut eines einzelnes Kalbes schwer werden. Wie er sich eben niederlegen wollte, schlich sich das Mädchen zu ihm und fragte nach seiner morgenden Arbeit. „Morgen habe ich Faulenzerarbeit,“ sprach der Fürstensohn — „ich soll das weißköpfige Kalb hüten.“ Ach, Du unglückseliges Geschöpf! seufzte das Mädchen: das wird Dir nimmer gelingen. Wisse, dieses Kalb hat eine solche Wuth zum Rennen, daß es an einem Tage drei Mal um die Welt laufen könnte. Sieh Acht, was ich Dir jetzt sage. Nimm diesen seidnen Faden, befestige das eine Ende desselben an das linke Vorderbein des Kalbes, das andere aber an Deines linken Fußes kleinem Zeh; dann wird das Kalb sich nicht von Deiner Seite entfernen, Du mögest gehen, sitzen oder schlafen. Das Mädchen ging leise fort und der Fürstensohn in's Bett, recht ärgerlich darüber, daß er's wieder vergessen hatte, für den guten Rath zu danken.

Er erfüllte am andern Tage Alles genau, was ihm das gute Mädchen gelehrt hatte, führte das Kalb auf die Weide, das wie ein treues Hündlein nicht von seiner Seite wich. Abends beim Sonnenuntergange führte er es in den Stall zurück, als ihm der Wirth entgegentrat und mit zornigem Blicke fragte: Bist Du selbst so klug, oder hast Du kluge Rathgeber? Der schlaue Fürstensohn aber antwortete: „Ich habe Niemand als meinen schwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel.“ Wieder ging der Alte trummend davon, und der Fürstensohn glaubte bemerkt zu haben, daß die Nennung des göttlichen Namens jedesmal des „alten Jungen“ Born erwecke.

Spät Abends begab er sich zum Wirth, um dessen Befehle für den folgenden Tag einzuholen. Dieser überreichte ihm ein Säckchen mit Gerste und sprach dabei: „Morgen hast Du einen Feiertag zum Schlafen, aber dafür mußt Du Dich in dieser Nacht tüchtig tummeln. Sae mir gleich diese Gerste aus, sie wird rasch waschen und reifen; darauf eratest Du sie ab, drischest und windigest sie aus, damit Du sie mälzen und zermahlen kannst. Aus dem gewonnenen Malzmehl maßt Du Bier brauen, und morgen früh, wenn ich aufwache, mir eine Kanne von Deinem frischen Bier überreichen. Sieh' zu, daß meine Befehle genau befolgt werden, es könnte Dir sonst leicht Dein Leben kosten.“

Sorgenvoll und betrübt ging der Fürstensohn hinaus, stellte sich vor die Hausthür und fing bitterlich an zu weinen. Er sprach für sich: „Heut verleb' ich meine letzte Nacht, diese Arbeit kann kein sterblicher Mensch verrichten, ebensowenig mir des klugen Mädchens Rath nützen. Ach, ich unglückliches Geschöpf! warum habe ich so leichtsinnig mein fürstliches Schloß verlassen und mich in diese Gefahr begeben. Nicht einmal den Sternen des Himmels kann ich mein Leid klagen, denn hier giebt es weder Himmel noch Sterne, aber einen Gott giebt es, der ist überall.“ Wie er mit seinem Gerstensäcklein am Arm in großer Betrübniß dastand, siehe! da öffnete sich die Hausthür und das liebe Mädchen kam zu ihm. Es fragte ihn um die Ursache seiner Betrübniß. „Ach!“ erwiderte der Jüngling mit Thränen: „meine letzte Stunde ist gekommen! Wir müssen uns für immer trennen. Wiße denn noch, ehe ich sterbe: ich bin eines mächtigen Fürsten einziger Sohn, der einst ein großes Gebiet erben sollte, aber nun ist Alles hin.“ Hierauf erzählte er unter häufigen Thränen

den ihm gewordenen Auftrag, und ärgerte sich, daß das Mädchen so gleichgültig blieb. Als er seine lange Geschichte geendigt, sprach das Mädchen mit Lachen: „Da kannst Du heute Nacht ganz ruhig schlafen, mein lieber Fürstensohn, und auch den morgenden Tag feiern. Merke auf meinen Rath und verschmähe ihn nicht, weil er aus dem Munde einer geringen Magd kommt. Nimm diesen kleinen Schlüssel, er schließt den dritten Faselstall auf, worin des Alten dienstbare Geister wohnen. Wirf Deinen Gerstensack in den Stall und warte, hole dabei pünktlich des Wirths Befehl; am Schlusse aber mußt Du noch hinzufügen: „Wenn ihr um ein Haar breit abweicht, so wird es euch allen das Leben kosten; braucht ihr jedoch Hilfe, so mach zu dieser Nacht des siebenten Stalls Thür offen stehen, worin des Wirths mächtigste Geister wohnen.“

Der Fürstensohn befolgte genau diesen Rath und ging dann schlafen. Als er am folgenden Morgen erwachte und in die Brauküche ging, fand er die Bierküfen in voller Gährung. Er kostete das frische Bier, füllte dann eine Kanne und überreichte das schäumende Bier dem Wirth, als dieser sich eben von seinem Lager erhob. Aber anstatt eines Dankes sagte der Alte sehr verdrießlich: „Das kam nicht aus deinem Kopfe! Ich merke, Du hast Dir gute Freunde und Rathgeber erworben. Gut, heute Abend sprechen wir uns weiter.“

Am Abend sagte der Alte: „Morgen habe ich keine Arbeit für Dich zu geben, doch mußt Du, sobald ich aufwache an mein Bett treten und mir Deine Hand zum Morgengruß reichen.“ Der Fürstensohn lachte, innerlich über die wunderliche Grille des Alten und erzählte sie mit lachendem Munde dem Mädchen, als es nach gewohnter Weise in sein Zimmer kam. Aber das Mädchen wurde sehr ernst und sprach: „Nimm Dich in Acht! der Alte will Dich morgen früh verspeisen. Es giebt nur ein Mittel, Dich zu retten. Du mußt eine eiserne Schaufel im Ofen rothglühend machen, und die glühende Schaufel anstatt Deiner Hand ihm zum Morgengruß bieten.“ So schied das Mädchen und der Fürstensohn streckte sich zum Schlafen. Er hatte am Morgen die Schaufel längst rothglühend gemacht, bevor der „alte Junge“ aufwachte. Endlich hörte er rufen: „Fauler Knecht, wo bist Du? komm grüßen?“ — Als der Fürstensohn hierauf mit seiner glühenden Schaufel ins Zimmer trat, rief ihm der Alte mit kläglichem Stimmton entgegen: „Bin sehr krank heute, ich kann Deine

Hand nicht fassen! Komm aber am Abend wieder, damit ich Dir meine Befehle verkünden kann.“

Der Fürstensohn schlenterte den ganzen Tag herum, bis er am Abend zum Wirth ging, um dessen Befehle einzuholen. Dieser aber war sehr heiter und sprach schmunzelnd: „Ich bin mit Dir zufrieden! Komm morgen früh mit dem Mädchen zu mir, Ich weiß, Ihr habt einander längst schon lieb, ich will Euch als Mann und Weib zusammensügen.“

Der Fürstensohn wäre vor Freude aufgejauchzt, aber da fiel ihm noch zur rechten Zeit des Alten strenge Hausordnung ein, und er schwieg. Aber wie er vor dem Schlafengehen sein Glück der Geheften mittheilte und von ihr gleiche Freude erwartete, bemerkte er mit Erstaunen, daß sie ganz erschreckt war und wie eine mit Kalk angeweihte Wand aussah. Nachdem sie sich ein wenig erholt hatte und wieder sprechen konnte, sagte sie: „Der „alte Junge“ merkt es, daß ich Deine Rathgeberin gewesen und will uns darum beide vernichten. Wir müssen uns noch in dieser Nacht durch eilige Flucht retten, sonst sind wir verloren. Nimm ein Beil zur Hand, gehe in den Stall und schlage dem weißköpfigen Kalbe mit einem kräftigen Hiebe den Kopf ab, mit einem zweiten spaltest Du den Schädel. Im Gehirn des Kalbes findest Du ein rothes glänzendes Knäulchen; dieses bringst Du zu mir, das Weitere will ich dann schon besorgen.“

Der Fürstensohn dachte: lieber ein unschuldiges Kalb schlachten, als mich selbst mit dem lieben Mädchen schlachten lassen; gelingt uns die Flucht, so komme ich in die Heimath. Meine ausgestreuten Erbsen müssen jetzt aufgegangen sein, wir können des Weges gar nicht fehlen.

Darauf begab er sich in den Stall. Die Kuh lag neben dem Kalbe und schliefen beide so fest, daß sie sein Kommen nicht bemerkten. Doch wie er den Kopf des Kalbes abhieb, stöhnte die Kuh schauerlich im Schlafe, wie in einem schweren Traume. Rasch führte er den zweiten Hieb, der den Schädel spaltete. Sieh! da ward es plötzlich wie heller Tag im Stall. Das rothe Knäulchen fiel aus dem Gehirn und leuchtete gleich einer kleinen Sonne. Er wickelte es vorsichtig in ein Tuch und barg es in seinem Busen. Es war ein Glück, daß die Kuh nicht erwachte, sonst hätte sie angefangen zu brüllen und der Wirth wäre darüber wol auch wach geworden.

An der Pforte fand er das Mädchen schon reisefertig, mit einem Bündel am Arme, seiner harrend. „Wo hast Du das Knäul-

chen?" fragte die Maid. "„Hier!" sprach er, und überreichte ihr das Zauberknäulchen. „Wir müssen eiligst fliehen!" sprach sie, indem sie einen kleinen Theil des Knäulchens aus dem Tuche wickelte, damit der leuchtende Schein gleich einer Laterne ihren nächtlichen Pfad erhelle. Die Erbsen waren, wie der Fürstensohn vermuthet hatte, alle aufgegangen, daher waren sie ihres Weges ganz sicher. Unterweges vertraute ihm die Maid, wie sie einmal zufällig aus einem Zwiesgespräch des Alten mit der Großmutter erlauscht hätte, daß sie das Kind eines Fürsten sei, welches des Alten Schlaueit den Eltern abbetrogen. Der Fürstensohn wußte die Sache besser, schwieg aber still, und war im Herzen froh darüber, daß sein Unternehmen, das arme Mädchen zu befreien, gelungen war. So mochten die Wanderer eine gute Strecke vorwärts gekommen sein, als es anfang zu tagen.

Der „alte Junge" erwachte erst spät am Morgen, rieb sich lange Zeit die Augen, ehe die Schlaftrunkenheit verging (uñi metsa läks), und ergözte sich dann mit dem Gedanken, wie er die beiden jungen Leute zum Frühstück verzehren wolte. Nachdem er lange gewartet, sprach er: „Die Braut wird wol noch nicht mit ihrem Puzer fertig!" Doch als ihm das Warten zu lange währte, fing er an zu rufen: „He da! Knecht und Magd, wo bleibt Ihr." Er wiederholte mehrmals fluchend seinen Ruf, aber weder Knecht noch Magd erschien. Verdrießlich kroch er endlich aus dem Bette und ging suchen. Aber er fand das Haus menschenleer, bemerkte auch, daß Niemand in der Nacht auf dem Lager geschlafen. Jetzt eilte er in den Stall. Doch wie er hier das Kalb getödtet und das Knäulchen entwendet fand, merkte er gleich was vorgefallen war. Er fluchte, daß alles schwarz wurde, öffnete dann schnell die Thür des dritten Geisterstalles und sandte seine Gehilfen zum Suchen aus. „Bringt sie mir, wie Ihr sie findet, ich muß sie haben!" So sprach der „alte Junge", und seine Geister stoben wie der Wind davon.

Die Flüchtlinge waren eben auf einer großen Fläche, als das Mädchen stehen blieb und sprach: Es ist nicht Alles, wie es sein sollte. Das Knäulchen in meiner Hand fängt an sich zu bewegen; wahrscheinlich werden wir verfolgt." Umsehend gewahrten sie bald eine dunkle Wolke, die rasch näher kam. Das Mädchen drehte das Knäulchen drei Mal in der Hand herum und sprach dabei:

„Knäulchen, höre! was ich sage: möchte werden gern ein Mädchen sein, der Jüngling drin ein kleines Fischlein!"

Augenblicklich geschah die Verwandlung. Das Mädchen ward ein Bächlein und der Fürstensohn schwamm als Fischlein darin. Die Geister zogen tausend darüber fort und kehrten nach einer guten Weile wieder, aber das Bächlein und Fischlein ließen sie in Ruh. Sobald die Verfolger fort waren, verwandelte sich das Bächlein wieder zum Mädchen und machte aus dem Fischlein einen Jüngling. So setzten sie in menschlicher Gestalt ihre Flucht fort.

Als die ermüdeten Geister mit leeren Händen zurück kehrten, fragte sie der „alte Junge“, ob sie denn bei ihrem Suchen nichts Besonderes gesehen? „Nein!“ war die Antwort: „nur ein Bächlein floß auf der Fläche und ein einzelnes Fischlein schwamm darin.“ Wütend brüllte der Alte: „Schöpfenköpfe! das waren sie, das waren sie!“ Schnell riß er die Thür des fünften Stalles auf, ließ die Geister heraus und befahl ihnen, des Bächleins Wasser auszutrinken und das Fischlein einzufangen. Wie der Wind stoben die Geister von dannen.

Unsere flüchtigen Wanderer näherten sich eben dem Saum eines Waldes, da blieb das Mädchen stehen und sagte: „Es ist nicht Alles, wie es sein sollte; das Knäulchen in meiner Hand fängt wieder an sich zu bewegen. Wahrscheinlich werden wir verfolgt.“ Sie erblickten abermals eine Wolke, dunkler als die erste und auch röther: „Das sind unsere Verfolger!“ rief die Maid, indem sie das Knäulchen drei Mal in ihrer Hand umdrehte:

„Knäulchen, höre! was ich sage: möchte werden ein Rosensträuchlein (kibbowitsa pöesake), der Jüngling ein Röslein am Sträuchlein!“

Augenblicklich geschah die Verwandlung. Sie ward zum Rosenstrauch und er hing als Rose daran. Tausend zogen die Geister über sie fort und kehrten nach einer guten Weile wieder, und da sie weder Bächlein noch Fischlein gefunden, so bekümmerten sie sich nicht um den Rosenstrauch. Sobald die Verfolger fort waren, verwandelten sich Rosenstrauch und Rose, wieder in Mädchen und Jüngling, die nach dieser kurzen Ruhe eilig ihren Weg fortsetzten.

„Habt Ihr sie gefunden?“ fragte der Alte, als er seine Gefellen keuchend zurück kehren sah. Nein! antwortete der Anführer der Geister: wir fanden weder Bächlein noch Fischlein. „Habt Ihr sonst nichts Besonderes gesehen?“ schnaubte der Alte. Der Anführer antwortete: Nah am Waldes Saum war ein einzelner wilder Rosenstock

am Wege und eine Rose hing daran. „Schöpsenköpfe!“ schrie der Alte: „das waren sie, das waren sie!“ Er öffnete jetzt die Thür des siebenten Stalls und sandte seine mächtigsten Geister zum Suchen. „Bringt sie mir, wie Ihr sie findet, todt oder lebendig! ich muß sie haben. Reißt den verdammten Rosenstrauch mit der Wurzel aus dem Boden, und nehmet Alles mit, was Euch Fremdartiges aufstoßen sollte.“ Wie der Sturmwind stoben die Geister davon.

Die Flüchtlinge ruhten eben im Schatten eines Waldes und stärkten ihre Glieder durch Speise und Trank. Plötzlich rief das Mädchen: „Es ist nicht Alles, wie es sein sollte; das Knäulchen will mir gewaltsam aus dem Busen springen. Gewiß werden wir verfolgt und die Gefahr ist sehr nahe, aber der Wald verbirgt uns den Augen der Feinde. Ich will zum letzten Mal mein Glück versuchen.“ Es nahm das Knäulchen aus dem Busen, drehte es drei Mal in seiner Hand herum und sprach:

„Knäulchen, höre! was ich sage: möchte werden gleich zur Luft, der Jüngling ein Mücklein in der Luft!“

Augenblicklich geschah die Verwandlung. Das Mädchen zerfloß (sullas) in Luft, der Fürstensohn aber schwebte als kleines Mücklein in der Luft. Das mächtige Geisterheer zog mit Sturmesbrausen vorüber und kehrte nach einer Weile zurück, da es weder Rosenstrauch noch sonst etwas Verdächtiges gefunden. Doch kaum waren die Geister fort, so verwandelte sich die Luft zum Mädchen und machte aus der Mücke den vorigen Jüngling. „Jetzt müssen wir eilen“, sprach die Holde (ellakene): „bevor der Alte selbst kommt, der uns in jeder Verwandlung kennen wird.“

Sie liefen eine Strecke Weges vorwärts bis sie den dunklen Gang erreichten, wo sie aufwärts steigend im Schein des leuchtenden Knäulchens hinreichende Helligkeit hatten. Ganz erschöpft langten sie endlich beim großen Stein an. Hier ward das Knäulchen wieder drei Mal gedreht und die kluge Maid sprach dabei:

„Knäulchen, höre! was ich sage: heb' mir auf den großen Stein!“

Augenblicklich erhob sich der Stein und sie befanden sich glücklich wieder auf der Erde. „Gott Lob!“ sprach das Mädchen: „wir sind gerettet. Hier hat der „alte Junge“ keine Gewalt über uns, und gegen seine List wollen wir uns wahren. Doch jetzt, Freund, müssen wir uns trennen! Du gehest zu Deinen Eltern und ich gehe die

meinigen suchen.“ — „Nein!“ sprach der Fürstensohn: „ich kann von Dir nicht lassen; Du mußt mit mir kommen und mein Weib werden. Du hast mit mir Leidentage getheilt, darum ist es billig, daß Du nun auch Freudentage mit mir verlebtest.“ Das Mädchen hatte wol noch Manches dawider einzuwenden, ging aber doch mit.

Weiter gehend trafen sie im Walde einen armen Holzhacker und erfuhren von demselben, daß im Schloß und ganzen Lande große Trauer sei über den unbegreiflichen Verlust des Fürstensohnes, der vor einiger Zeit plötzlich verschwunden war. Mit Hilfe des Zauberknäulchens verschaffte das Mädchen dem heimkehrenden Sohne wieder seine früheren Kleider, damit er vor dem Vater erscheinen konnte. Aber das Mädchen selbst blieb einstweilen in einer Bauernhütte zurück, bis der Fürstensohn mit seinem Vater würde gesprochen haben.

Aber der alte Fürst war früher gestorben, als der Sohn anlangte. Des einzigen Sohnes schmerzlicher Verlust hatte seine Lebens-tage schnell zum Abend geführt (ello páwad öhtule winud). Noch auf seinem Sterbebette hatte er seinen Leichtsinn und Betrug bereut, daß er ein armes unschuldiges Mädchen dem „alten Jungen“ gegeben, weshalb jetzt Gott zur Strafe seinen Sohn genommen. Der gute Fürstensohn beweinte den Tod seines Vaters, und ließ ihn mit großen Ehren begraben. Dann trauerte er drei Tage, indem er weder Speise noch Trank zu sich nahm. Doch am vierten Morgen stellte er sich als neuer Gebieter vor, versammelte die Ráthe um sich und verkündete ihnen seine wunderbaren Begegnisse in der Behausung des „alten Jungen“, indem er zugleich hervorhob, wie die kluge Jungfrau seine Lebensretterin geworden.

Da riefen die Ráthe wie aus einem Munde: „Sie soll Eure Gemahlin und unsere Gebieterin werden!“

Als darauf der junge Fürst seine Braut heimführen ging, war er nicht wenig erstaunt, als dieselbe mit fürstlicher Pracht ihm unterwegs begegnete. Mit Hilfe des Zauberknäulchens hatte sie sich alles Nöthige zu schaffen gewußt, daher glaubte das ganze Land: sie sei die Tochter eines unermeslich (márató) reichen Fürsten aus einem fernen Lande. Hierauf wurde die Hochzeit gefeiert, die vier Wochen dauerte, und sie lebten darauf glücklich und zufrieden noch manches lange Jahr.



Berichtigungen:

- Seite 4 Zeile 4 v. u. lies von statt von.
— 6 — 19 v. o. l. „theilt wird; sobald zc.“ st. theilt wird; Sobald zc.
— 30 — 15 v. o. l. Rotmar st. Ratmar.
— 41 — 9 v. u. l. Aphrodite st. Aphrodito.
— 45 — 20 v. o. l. Föul = Feier st. Föul = Feuer.
— 49 — 1 (Ueberschrift) lies „Kreuzwald. Ueber den Charakter der
Östn. Mythologie“ statt „Hansen. Bischof Albert und
sein Orden.“



Reiz ist das Leben,
das bringt den Reiz.

Fachmann.

B e m e r k u n g.

Die Verschiedenheit der Orthographie auf den Titelblättern dieser „Verhandlungen“ in Rücksicht auf das Beiwort: „Estonisch“ und „Estnisch“ wollen sich die geneigten Leser daraus erklären, daß gegenwärtiges Heft von dem derzeitigen Präsidenten redigirt ist, welcher die letztere Schreibart gebraucht.

